



Kirstin Kreuzritter

Zerbrochene Schale in neuem Glanz





Kirstin Kreuzritter

Zerbrochene Schale in neuem Glanz





Copyright © ELPIDA Verlag

Lamnitzer Str. 6

08228 Rodewisch,

0 37 44 – 30 97 46 1

Info@elpida-verlag.de

www.elpida-verlag.de

1. Auflage 2020

2. Auflage 2024

Lektorat: Gabriele Pässler, Görwihl, www.g-paessler.de

Umschlaggestaltung: Joachim Themel, Wernesgrün
Kunstdesigngrafik, www.joachimthemel.de

Satz: Damaris Pippig, Rodewisch, www.elpida-verlag.de

Druck: druck.pl

Titelbild: Tobias Dreher

sonstige Fotos: Kirstin, Josua und Timotheus Kreuzritter, Tobias Dreher

Bibelzitate sind, wenn nicht anders angegeben, der Schlachter-Bibel entnommen.

Bibeltext der Schlachter, Copyright © 1951 Genfer Bibelgesellschaft.
Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung.

Alle Rechte vorbehalten.

Alle Gedichte wurden von der Autorin geschrieben.

Das Buch folgt den Regeln der Deutschen Rechtschreibreform.
Die Bibelzitate wurden diesen Rechtschreibregeln angepasst.

ISBN 978-3-9822341-0-6 (Paperback)

ISBN 978-3-911180-02-3 (E-Book; Kindle, Mobi)





Widmung

*Für meine geliebten Kinder
Josua, Susanna, Benaja und Timotheus
und für ihre Kinder und
Kindeskinder*







Inhalt



Vorweg	11
1 Mein Mann ist tot!	13
2 Erzgebirge – Ostsee und zurück	15
3 Wandel vor der Wende	25
4 Missionsreisen	35
5 Diagnose	53
6 Wie ich lernte, die Trauer zu umarmen	59
7 Ohne Papa, ohne Mann	79
8 Aufbruch in ein Neues	97
9 Eine kleine Zugabe	105
DankeSchön	111





Das Leben

... ist wunderbar, viel zu kurz.

*Mein Leben ist schön,
es wartet auf mich,
will von mir gelebt werden.*

Wann?

Heute, hier und jetzt, nicht morgen!

*Es erinnert an gestern,
es weist ins Morgen.*

Aber heute ist es schön und wunderbar.







Vorweg

Nach vielen Jahren habe ich meinen Vorsatz in die Tat umgesetzt und ein Buch geschrieben. Das stand auf meiner To-Do-Liste ziemlich weit oben, aber manches muss einfach reifen. Damals ging ich in einen Buchladen nach dem anderen auf der Suche nach einem ganz speziellen Buch, „Fünf einfache Tipps, wie du mit Lebensstürmen fertigwirst“ oder „Das schaffst du locker, ich habe es auch geschafft“. Richtig: Dieses Buch gab es noch nicht. Wie soll das auch gehen!

Nun gut. Ich, junge Witwe, wollte also von anderen Menschen erfahren, von Freunden hören oder von Schriftstellern lesen, dass es einen Weg aus der Krise gibt, einen Weg aus der Wüste der Trauer. Dabei hatte ich bis dahin noch keinen einzigen Schritt getan hinein in dieses große, unbekannte Land. Noch wusste ich nicht, wie ich ohne meinen Ehemann zurechtkommen und mit den vielen Fragen und wechselnden Gefühlen fertigwerden sollte.

Zehn Jahre später ist mir dieses Schwere zum Schatz geworden, deshalb habe ich es aufgeschrieben. Nun liegt es gleichsam in einer schönen Schatulle, und wenn sie mögen, können meine Kinder und Enkelkinder oder auch Freunde sie öffnen.

Ich schreibe von meinem Mann Ekkehard, von seinen und unseren Erfolgen und Misserfolgen bis zu dem Tag, der unser aller Wendepunkt war. Und dann will ich daran erinnern, wie treu sich Gott an uns erwiesen hat.



Natürlich habe ich auch „Warum?“ gefragt und Fäden gesucht. Deshalb erzähle ich anfangs aus der Kindheit meines Mannes, von dem kleinen Jungen, einem Nachkriegs-Enkelkind, aufgewachsen im Osten Deutschlands unter dem DDR-Regime. Ekkehard hat mir vieles immer wieder erzählt.

Ich lade dich herzlich ein, mich auf meiner schweren und *dennoch* Mut machenden Reise ein Stück zu begleiten.





1 Mein Mann ist tot!

Dezember 2010: Mein Gemütszustand ist im Keller. Meine Seele ist schwer verletzt! Nun laufe ich durchs Dorf und versuche Ruhe zu finden.

Unter meinen Schuhen knirscht der Schnee, das ist ein vertrautes Geräusch. Aber in meinen Ohren rauscht es laut, und das ist stressig. Ich rede mir gut zu, singe vor mich hin.

Felder und Wiesen sind schneebedeckt. In einem Garten sehe ich Kinder, die einen Schneemann bauen. Sie setzen ihm einen alten Topf auf den Kopf und mitten ins Gesicht stecken sie eine Möhre. Hier scheint die Welt in Ordnung zu sein.

Überall Schnee. Ich komme an einem alten Haus vorbei, ein Fenster knarrt im Wind, die Scheibe ist zerbrochen. Wer auch immer da gewohnt hat – waren die glücklich? Ich gehe schneller, haste, um mich besser spüren zu können. Ich kann nichts mehr denken oder fühlen, nie gekannte Panik steigt in mir auf.

Die Kälte kriecht mir unter die Jacke. Ich renne nach Hause zurück. Dort sinke ich in meinen Sessel, tieftraurig und aufgewühlt starre ich vor mich hin. Mein Mann ist tot, hat sich mit 47 Jahren das Leben genommen. Der vertraute Boden wurde mir ganz plötzlich geraubt, und jetzt sehe ich keine Zukunft mehr.

Ekkehard war in der Klinik, aber am Wochenende hatte er Ausgang, durfte nach Hause, auch jetzt, kurz vor Weihnachten.



Am vierten Advent fuhren wir wie immer zum Gottesdienst, aber Ekkehard wollte im Bett bleiben, war mutlos und entkräftet. Ich hatte schon die Stiefel an, da bat er mich, ihn *noch* einmal zu drücken. Erst zögerte ich, dann kehrte ich um und umarmte ihn herzlich – und dann fuhren wir los.

Eine Stunde später, mitten im Gottesdienst, klingelte mein Telefon. Ich drückte weg – dann wieder ... Wer stört denn hier?, dachte ich. Die Polizei! Ich solle bitte nach Hause kommen, mein Mann habe sich etwas angetan.

Wenige Minuten nur, aber mir war der Boden unter den Füßen weggerissen.

Verloren 

*Etwas ist zerbrochen und
verloren gegangen,
etwas in mir sucht das Gestern
und greift dabei schon nach dem Morgen.*

In der Mitte – stehe ich.

*Ich suche nach dem Verlorenen,
kann es nicht mehr finden,
warte auf das Neue,
sehe dichten Morgennebel,
bis die Sonne aufsteigt.*





2 Erzgebirge – Ostsee und zurück

Arzgebirg, wie bist du schie!

Sommer 1970. Seit Stunden schon sucht der Großvater, aber das Kind ist nicht zu finden. Der Koffer ist längst gepackt, und eigentlich soll der Kleine jetzt zu den anderen Kindern in den Bus steigen. Es geht zur Kur an die Ostsee! Eine erholsame Zeit soll es werden, auch für die Mutter – allerdings fährt sie nicht im Kinderbus mit, sondern mit den anderen Frauen im Zug. Das passt dem Jungen nicht, deshalb ist er verschwunden.

Warum auch soll er ohne seine Mama fahren, warum muss er aus seinem geliebten Dorf weg, und gleich so lange?! Wieso kommt nicht wenigstens der kleine Bruder mit? Ganz allein muss er losziehen! Nein, das will und kann der Junge nicht einsehen, *de Gunge* sagt man im schönen Erzgebirge, und darum hat er sich versteckt.

Vater und Großvater suchen im Garten, bei den Nachbarn, einfach überall. Der Vater ist bald wütend. Er setzt sich ans Klavier und spielt – soll doch der Großvater den Bengel finden und zur Räson bringen! Der Opa wird tatsächlich fündig: *dr Gung* hat sich in die Toilette verkrochen und die Tür zugesperrt. Zuerst rüttelt der Großvater an der Tür, aber das nützt nichts; also spricht er dem Jungen gut zu, und endlich öffnet der und lässt sich zum Reisebus bringen.

Acht Wochen später: Mutter und Sohn sind wieder zu Hause. Aber wo ist der Großvater?



Der kleine Junge ruft nach ihm, will ihm erzählen, wie herrlich die Ostsee duftet und wie schön er am Sandstrand gespielt hat.

Aber vor allem will er sein Herz ausschütten: Das war so ungerecht! Die Mama durfte er nur durch den Zaun sehen. Einmal wollte er über die Absperrung steigen und sie richtig besuchen, da kam von hinten eine fremde Frau und zerzte ihn zurück. Mütter müssten sich auch einmal von den Kindern erholen dürfen, zischte sie ihn an.

Der Junge ist einfach nur froh, dass er wieder daheim sein darf. Doch Großvater ist nicht zu finden, auch nicht in seiner Arztpraxis. Auf Hausbesuchen kann er nicht sein: Das Auto steht in der Garage.

Mutter weint. Da muss etwas passiert sein! So war es doch auch damals vor drei Jahren, als Thomas mitten in der Nacht ins Krankenhaus musste und nicht mehr zurückkam. Thomas war sein großer Bruder, das Gespenst hieß „Pseudokrupp“. Vater sagte, schuld wäre die verdammte Dreckluft. Die Trabis, die Braunkohle.

Nun fahren sie wieder nach Aue ins Krankenhaus. Zu Opa, der hatte einen Schlaganfall. Ins Krankenzimmer will der Junge nicht. Er hat Angst: Sein großer Held, immer stark, immer hatte er ein offenes Ohr für ihn und überhaupt für alle Leute, sein geliebter guter Opa soll jetzt schwach und krank sein? Diesen Anblick will er sich ersparen. Der beliebte Dorfarzt, den jeder achtete und respektierte, der Mann, der ihm Halt gab, für ihn wie ein Geländer war – nein, dieser Mann kann und darf nicht schwach sein!



Vor der Kur hat Großvater noch mit ihm Fußball gespielt; Vater saß lieber am Klavier oder lag auf dem Sofa und hörte Schallplatten. Stundenlang.

Einige Wochen später stirbt die Hauptperson des kleinen Jungen. Der halbe Ort ist auf den Friedhof gekommen, alles ist ihm befremdlich und unangenehm. „Erde zu Erde“, sagt der Pfarrer und lässt die Brocken auf den Sargdeckel fallen. Alle tun es ihm nach.

Der kleine Junge spürt einen Stich im Herzen, eine blutende Wunde bleibt in ihm.

„Cellisten braucht man immer!“

Sonntags besucht die Familie die evangelische Kirche in der Kleinstadt, der Vater hat als Kantor regelmäßig Dienst – er spielt die Orgel, leitet den Chor. Das Kind sitzt auf der Empore und hört den Musikern und Sängern zu, sie singen die alten Choräle nach den Sätzen von Johann Sebastian Bach. Die Musik berührt sein Herz, und sie wirft Fragen in ihm auf: Wo ist dieser starke Glaube, von dem sie singen? Und was hat der mit der heutigen Zeit zu tun?

Vater ist Kantor, aber mit Gott weiß er nichts anzufangen. Sonntag für Sonntag geht er in die Kirche, aber mit dem Pfarrer redet er kaum. Wohin soll das führen?, denkt der Junge.

Abends bekommen alle die Not des Vaters zu hören, seine Unzufriedenheit mit Kirche und Staat: Keiner beachtet ihn, wie es seiner würdig wäre, immer ist er der Verlierer.



Nur die Musik, nur die Kunst, stellt der Junge fest, nur das zählt bei ihm, die sind Vaters Steckenpferd, und dorthin zieht er sich immer mehr zurück. So kommt es, wie es kommen muss: Der Junge soll auch ein Musikinstrument spielen lernen.

Er ist stolz darauf, dass sein Vater ein so hervorragender Klavierspieler ist. Viele Kinder aus der Nachbarschaft kommen zum Klavierunterricht – das wäre eine Freude, wenn er auch so schön spielen könnte wie der Vater! Aber nein, der beschließt, des Sohnes Stimme schulen zu lassen, und es wird ein Cello gekauft. Warum in aller Welt muss er Cello lernen und das Klavier bleibt unerreichbar? Er bittet und bettelt, doch muss er sich fügen und übt jahrelang schweren Herzens das aufgezwungene Instrument, dem Vater zuliebe.

Zwischendurch entwischt er immer wieder in seinen geliebten Wald mitten im Erzgebirge. Dort kann er auftanken und wie ein richtiger Junge sein. Er liebt seine Heimat, liebt die Erzgebirgler und den klangvollen Dialekt. Hier lebt er so gern.

Bei den Schulkameraden ist er gern gesehen, er bereichert die Runde mit seinem Humor, und als kleiner Anführer mit vielen Flausen im Kopf und einem Drang nach Abenteuern zettelt er gern übermütige Aktionen an.

Eine davon ist schon länger her: Der Junge und seine Freunde bauen sich Steinschleudern aus Wurzelholz und einem Einmachgummi; damit kann man aus einem sicheren Versteck kleine Steine auf die Leute schießen.



Die Kinder zielen auf die Beine und lachen, wenn einer erschrocken aufspringt und dann verdutzt in der Gegend herumsucht: Wo ist der Übeltäter?

Leider trifft er einmal ein Mädchen am Kopf, und Steffi blutet! Großvater wird schimpfen und es Vater erzählen, aber das ist jetzt egal. Mit zitternden Knien kommt Ekkehard aus seinem Versteck hervor und bringt das schreiende Mädchen in die Arztpraxis, Opa näht die Wunde zu und Steffi bekommt einen weißen Verband. Ja, sein geliebter Großvater war eine Respektsperson, ihm gegenüber wollte er folgsam sein.

Das neunte Schuljahr steht bevor. Vater beschließt, dass Cellisten gesuchte Leute sind, und Ekkehard muss eine Bewerbung schreiben an die Musikhochschule in Dresden. Kinder von Eltern im kirchlichen Dienst dürfen in der DDR kein Abitur machen, aber es gibt ja andere Wege.

Im Spätsommer ist Aufnahmeprüfung, und als die Familie mit dem Trabant an die Ostsee fährt, muss das Instrument mitkommen! Alles findet Platz in der 20-PS-Raumkapsel: auf dem Rücksitz die beiden Söhne und dazwischen das Cello, im Kofferraum zwei Koffer, diverse Stoffbeutel und jede Menge Proviant. Nach zehn langen Fahrtstunden ist das Ziel erreicht und alle sind glücklich und zufrieden.

Der Bruder spielt mit den anderen Jungen am Strand, aber Ekkehard muss Cello üben, stundenlang, jeden Tag, damit er die anspruchsvolle Aufnahmeprüfung schafft. Er strengt sich wirklich an!



In Dresden erhält er eine Absage: Er sei einfach nicht gut genug, um Cellist zu werden. Die Enttäuschung ist bitter. Wie soll es nun mit ihm weitergehen? An einen anderen Weg hat keiner denken wollen, Vater war so sicher: Cellisten haben Zukunft.

Ist der Junge wirklich ungeeignet? Oder gibt es andere Gründe? Man ahnt es, kann aber nichts dagegen tun: In der achten Klasse feiern fast alle Jugendweihe, das sozialistische Gegenstück zu Konfirmation und Firmung. Die Feier wird vom Staat organisiert, die Kinder sprechen ein Gelöbnis, sie bekennen sich zu ihrem Staat und werden in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen.

Zwar nuschelt man es nur halbherzig mit, aber man fällt nicht aus der Reihe, schwimmt im Strom der Masse mit. Ekkehards Familie jedoch entscheidet sich für die Konfirmation und somit gegen den Bildungsauftrag des sozialistischen Staates – und Ekkehard bekommt die Konsequenzen zu spüren.

Alle Mitschüler haben einen Ausbildungsplatz oder sie machen weiter bis zum Abitur, nur Ekkehard hat keinen Anschluss gefunden. Am Ort gibt es eine kleine Maschinenbaufirma, die Eltern kennen den Chef und fragen in aller Eile, ob er Ekkehard nehmen würde. Der Junge muss ja nun einen Beruf erlernen.

Diesen Beruf lernt er bald zu hassen. Er hasst die große schmutzige Werkhalle mit den överschmierten Metallteilen, er hasst die Monotonie der Metallbearbeitung. Er leidet Tag für Tag, doch er muss die Zeit abarbeiten. Aber auch die drei Jahre Lehrzeit gehen vorüber – und die nächste Herausforderung wartet schon auf ihn.



Wehrdienstverweigerer in Prora

Kaum hat er den Facharbeiter in der Tasche, kommt auch schon der Einberufungsbefehl. Ekkehard ist 20 Jahre alt. Er soll zur Nationalen Volksarmee gehen und kämpfen für sein Vaterland und den Frieden. Will er das? In seinem Kopf, in seinem Herzen wächst ein Wunsch und nimmt Gestalt an: Er will die Waffe verweigern und als Bausoldat dienen.

Dass das nicht weniger Kampf bedeutet, ist ihm nicht klar, das sagt ihm keiner. Die DDR sieht es nicht gern, dass ihre jungen Männer solche Wünsche hegen, und macht es ihnen so schwer wie nur irgend möglich: Stammen sie aus dem Norden, schickt sie sie in den Süden des Landes – und die Männer aus Sachsen kommen weit in den Norden, an die Ostsee nach Prora auf Rügen, möglichst weit weg von der Heimat und der Familie.

Und nun sitzt Ekkehard 1984 mit einem flauen Gefühl im Zug Richtung Ostsee und fährt zum Spatendienst. Auf Rügen angekommen, sieht er sich in eine andere Zeit versetzt: Die viereinhalb Kilometer lange Bettenburg am Strand entlang erschlägt ihn förmlich.

Das NS-Volksferienwerk „Kraft durch Freude“ hatte in Binz ein gigantisches Seebad errichten wollen; hier sollten die Urlauber jeden Abend nach Strich und Faden manipuliert, dem Staat hörig gemacht werden.

Mit Kriegsbeginn waren die Bauarbeiten eingestellt worden, Prora diente nun „kriegswichtigen Zwecken“. Die DDR führte diese Tradition bereitwillig fort: Prora wurde NVA-Standort.



Auch die Umerziehung wurde beibehalten – die Umerziehung der jungen Männer, die anders dachten als von der kommunistischen Partei erwünscht.

So kommt also der junge Mann aus dem beschaulichen Erzgebirge hierher – für 18 Monate! Er betritt die Kaserne und sieht die langen Gänge mit den vielen grauen Türen, und es überkommt ihn ein beklemmendes Gefühl. Untergebracht wird er in einem Zehnerzimmer mit Doppelstockbetten, nur die Spinde ermöglichen ein wenig Privatsphäre.

Viele Bausoldaten werden erst mit Mitte zwanzig eingezogen – pure Schikane, die meisten sind schon Familienväter, und die Unteroffiziere sind oft jünger als die Rekruten. Ihre Lust an der Macht können sie nicht verhehlen: Sie brüllen herum, schikanieren die Bausoldaten und beleidigen sie nach Lust und Laune. Spatensoldaten sind besondere Leute – unter ihnen sind viele Christen und Gebildete: Mathematiker, Theologen und viele, die einfach mutig genug sind, sich nicht der DDR-Diktatur unterwerfen zu wollen.

Zur Begrüßungszeremonie gehört offenbar, den Hocker aus dem Schlafsaal in den Kompaniegang zu stellen und darauf Platz zu nehmen. Kurz darauf erscheint ein Oberfeldwebel. Er läuft den Gang auf und ab und schaut sich die Neuen etwas genauer an – und dann teilt er ihnen mit, dass sie, die Waffenverweigerer, Staatsfeinde seien und das würden sie zu spüren bekommen.

Schnell begreift Ekkehard, dass er möglichst nicht auffallen darf, sonst drohen Ausgangs- und Urlaubssperre bis hin zum Arrest.



Etwa weil der Spind, der spontan einfach mal durchgestöbert wurde, unordentlich war, oder weil darin der heimlich mitgebrachte Tischgrill entdeckt wurde. Wer auf die Beleidigungen der Feldweibel reagiert, dem winkt Arrest, und am Ende der Dienstzeit muss man den nachdienen.

Gründe werden an den Haaren herbeigezogen, um jungen Vätern den Heimaturlaub zu verweigern; sie werden besonders gern erpresst.

Ja, erpresst. Nach der Wende erfährt man, dass der eine oder andere Kamerad sogar unter einem Decknamen eingesetzt war, um die Aufrechten auszuspionieren.

Auf Rügen soll Honeckers Superhafen entstehen, die unberührte Natur einem Projekt der Superlative weichen: In den 1980er-Jahren wird ein Fährhafen gebaut für geheime Transporte nach Russland – verschifft werden sollen strategische Güter wie Waffen und Munition. Gebaut wird im Akkord.

Für die gefährliche Drecksarbeit sind die jungen Männer genau richtig, schließlich sind sie das größte ideologische Risiko des Sozialismus. Zum Beispiel heben sie in Rekordzeit mit Spitzhacke und Spaten Kabelschächte aus, auf den Einsatz von schwerer Technik verzichtet die NVA-Führung ganz bewusst.

Durchhalten! Ekkehard schleppt sich durch diese Zeit und ist dankbar, als die 18 Monate vorbei sind.







3 Wandel vor der Wende

Leipzig: Flucht mit Faustan

Die Schikanen, die Strafen und die Kämpfe, die Ekkehard selber erduldet oder bei Mitstreitern hautnah miterleben musste, hinterließen ihre Spuren. Seine Seele hatte nicht die nötige „Hornhaut“, um es „lockernehmen“ und einfach aussitzen zu können.

Nach Prora nahm Ekkehard in Leipzig ein Maschinenbaustudium auf, doch schon nach zwei Monaten brach er ab – und die nächste Zeit verschlief er. Viele Wochen lang. Er hatte einfach keine Kraft mehr, und der Arzt unterstützte seine Flucht mit „Faustan“. Das war rezeptpflichtig. Die Ärzte verschrieben das Beruhigungsmittel bei Einschlafstörungen oder Prüfungsängsten. Es wirkt angstlösend, aber das Präparat macht auch sehr schläfrig und abhängig.

Wie schade, dass man Mitte der 1980er-Jahre noch keine therapeutische Hilfe anbieten konnte, jedenfalls nicht so, wie das später möglich wurde. Vielleicht wäre sonst manches anders verlaufen ...

Ekkehards Tante erzählte mir, wie unglücklich ihr Neffe damals von der Armee zurückkam und dass niemand in der Familie ihm helfen konnte.

Seine Mutter war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, litt immer noch unter dem Tod des Erstgeborenen – und der Vater schalt sie, weil sie keine Hilfe holen wollte:



„Immer denkst du, es wäre Nestbeschmutzung, wenn man über die Schwächen in der Familie spricht, undkehrst alle Nöte unter den Teppich! Nur weil es dir peinlich ist!“ Aber wirkliche Hilfe konnte auch er leider nicht anbieten.

Was hinderte sie daran, über ihre Probleme zu reden? War es etwa, weil sie die Tochter des angesehenen Herrn Doktor war, der allen half – aber selber durfte man keine Schwachstelle haben?

Ich weiß es nicht.

Rettungsring in Neudorf

Den „Draht nach oben“ hatte Ekkehard schon immer gesucht, die Frömmigkeit im Gesangbuch und in den Bach-Kantaten hatten ihn angezogen, doch leider erfolglos. Der verzweifelte Kampf gegen das systematische Unrecht aber, ohne Gott als Kraftquelle zu kennen, erwies sich als zu schwer.

Durch einen Freund erfuhr Ekkehards Vater, dass man im evangelischen Kindererholungsheim in Neudorf im oberen Erzgebirge ein Diakonisches Jahr machen könne. Diese Einrichtung bot Christen mitten im Staatssystem der DDR einen Freiraum zur Neuorientierung, und die hatte Ekkehard dringend nötig.

Er griff nach dem Rettungsring, packte seine Sachen und zog nach Neudorf zu den kranken Kindern, die dort genesen sollten. Hier fühlte er sich wieder lebendig! – Hier, denke ich, kam Gott ins Spiel.



Ein Kollege kam aus einer Freikirche – und in dieser Einöde, wo sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen, hatten die beiden am Abend nichts zu tun und so lasen sie in der Bibel. Stundenlang verschlangen sie die gute Botschaft, beteten bei Kerzenschein und lernten, auf die Stimme Gottes zu hören.

Die ersten Gebetserhörungen waren ein Fest und eine innere Heilung begann. Die Entscheidung für Jesus, die neu gefundene Freiheit und die Liebe Gottes veränderten Ekkehard zusehends. Er wurde ein neuer Mensch.

„Geh nach Erfurt!“

Eines Tages hörten sie die Stimme Gottes in ihrem Herzen: „Geh nach Erfurt, Theologie studieren!“ Erfurt? Da gab es doch nur das katholische Priesterseminar, aber er wollte eigentlich mal heiraten!?! Ekkehard war gar nicht erfreut.

Erst nach Wochen des Ringens um Klarheit entdeckten die beiden die Evangelische Predigerschule – hier konnten Spätberufene auf dem zweiten Bildungsweg Pfarrer werden.

Wenige Monate später saß Ekkehard mit anderen Studenten, die auch Pfarrer werden wollten, mitten im traumhaft schönen Erfurt mit dem mittelalterlichen Stadtkern – genau da, wo Martin Luther gelebt hatte, im Augustinerkloster.

Da musste doch alles gut werden!



Das Kirchen-Korsett

„Was wollen Sie bei uns denn noch lernen, wenn Sie Gott schon kennen? Wir wünschen eine gewissenhafte Einhaltung der kirchlichen Ordnung“, bekam er zur Begrüßung zu hören. Das machte Ekkehard stutzig; aber er war fest entschlossen, Theologie zu studieren, und er fand Gleichgesinnte, mit denen zusammen er die Erfurter Zeit durchstand.

In den ersten Monaten wurden alle seine Erkenntnisse und seine Freude am Wort Gottes erschüttert, dafür sorgten die Vorlesungen der Dozenten. „Entweder du wirst hier stärker, oder du wendest Gott für immer den Rücken zu“, hörte man andere Kommilitonen sagen.

Tag für Tag kämpfte Ekkehard mit dem Gehörten, das nicht mit der Bibel übereinstimmte, und wäre beinahe gescheitert. Das bedrückte ihn sehr und er suchte den Kontakt zu Christen, die ihn ermutigten, an seinem Weg und seiner Liebe zur Heiligen Schrift festzuhalten.

Das ganze erste Jahr wurde zu einer großen Prüfung. Wieder spürte Ekkehard ein Korsett auf seiner Seele, und es drohte ihn schier zu erdrücken. Und dann kam der Tag, an dem der Bann gebrochen wurde. Jetzt konnte er über all diese Schwierigkeiten lachen!

Ein Tutor schrieb in einer Beurteilung: „Zu seinen Stärken zählt auch sein tiefer, nicht verletzender, sondern die anderen ansteckender Humor. Diese liebevolle Schalkhaftigkeit hat wohl auch der Gruppe den Umgang mit ihm leichtgemacht.“



Obwohl er immer wieder seine von der geistlichen Gemeindeerneuerung geprägten Vorstellungen zu erkennen gab. Es war aber immer mit Freundlichkeit und Liebe gepaart.“

Leidenschaft

Fröhlich und leidenschaftlich war er, als ich Ekkehard kennenlernte. Doch zunächst ein paar Zeilen zu mir.

Ich bin eine ganz normale Frau, aufgewachsen im Osten von Deutschland, in einem großen Neubaugebiet bei Halle an der Saale. „An der Saale hellem Strande“? Von wegen! Die Luft war dreckig, die Saale stank, und das Ufer war tot. In der Schule wollten sie uns zu guten Sozialisten machen; ich empfand das als Bevormundung, als einengend. Zum Glück hatten meine Eltern eine andere Einstellung; sie wollten vom Staat nichts wissen und zu Hause waren weder Pionierhalstuch noch FDJ-Hemd erlaubt.

In den Ferien durfte ich zu meiner Großmutter aufs Land. Bei ihr und in der Natur lernte ich ein Stück Freiheit und Frieden kennen.

Als Teenager konnte ich es kaum erwarten, den Plattenbau zu verlassen; ich zog nach Erfurt, um Garten- und Landschaftsgestaltung zu studieren. Auf einem Kirchentag in Thüringen hörte ich zum ersten Mal von der Liebe Gottes – und griff sofort zu! Diese Erkenntnis traf mein Herz wie ein Blitz, wie ein Leben spendender Blitz, wohlgemerkt.

Ich sah die tanzenden Jugendlichen und hörte sie von Freude übersprudelnd reden – und wusste:



Das ist mein neuer Weg, mein neues Leben, ich bin angekommen! Urplötzlich war diese Erkenntnis da, eine innere Stimme gab mir klare Gewissheit.

Was taten diese jungen Leute Besonderes? Gar nichts, sie erzählten schlicht und einfach aus ihrem Leben mit dem Retter Jesus Christus. Sie berichteten, wie sie mit Gottes Hilfe ihren Alltag, ihr Leben meisterten.

Überwältigt von Freude und voll Gewissheit befahl ich mein Leben, was auch kommen mag, in Gottes Hände – und wusste instinktiv, dass es gut werden würde! Glücklicherweise können wir nicht unser ganzes Leben im Voraus sehen, wir erfahren nicht, was es so bringen wird.

Ja, und eines Tages entdeckte ich diesen Ekkehard. Ein ganzes Jahr lang hatten wir denselben kleinen Hauskreis besucht, aber nie miteinander gesprochen.

Dann passierte es, auf einem Gemeindeausflug: Wir waren ungefähr zehn junge Leute und fuhren mit dem Rad an einen schönen Stausee außerhalb von Erfurt. Wir verlebten einen wundervollen Maitag mit strahlender Sonne, unterhielten uns und lachten viel. Mir fiel auf, dass er in seiner fröhlichen, offenen Art jeden ermutigte, mit Gott seinen eigenen Weg und den ihm zugedachten Platz im Leben zu finden.

Am Abend schlenderten wir noch etwas durch die Altstadt. Das waren besondere Momente – und am Domplatz sprach ich Ekkehard zum ersten Mal an:

Ob er nicht mal für mich beten könnte, dass ich den richtigen Partner fürs Leben finde? Das tat er auch, und zwei Monate später waren wir ein Paar!



Aber ich greife vor. Also im Mai hatte Ekkehard gebetet, dass ich den richtigen Mann finde, und im Juni begannen die Semesterferien. Ich überlegte, wohin ich reisen könnte.

Da man sich in der Gemeinde erzählte, dass man mit Ekkehard spannende Reisen machen kann, fragte ich ihn einfach per Post und ziemlich sachlich an, ob er nicht mit mir in den Urlaub fahren wolle. Ich hatte einfach Lust auf ein bisschen Abenteuer; an mehr dachte ich mit meinen 21 Jahren in dem Moment überhaupt nicht! – Was er dabei wohl empfand?

Ich hatte keine Ahnung, dass Ekkehard gerade als Mitarbeiter in einem christlichen Kinder- und Jugendcamp war, irgendwo im Süden von Sachsen; meine Post lag also in aller Ruhe in seinem Elternhaus. Auch ich verdiente mir in einem Kinderferienlager in Mecklenburg als Helferin ein wenig Urlaubsgeld. Telefonieren war damals ziemlicher Luxus; Anschlüsse waren rar und die Leitungen so überlastet, dass man manchmal kaum in den Nachbarkreis Verbindung bekam.

Ob mein Brief überhaupt etwas bewirkte? Es war spannend. Umso größer meine Freude, als Ekkehard mit seinem Motorrad auf unserem Kinderferienlager aufkreuzte, mitten im Wald nördlich von Berlin! Das war eine großartige Überraschung!

Er setzte sich zu den Kindern an den Frühstückstisch und erzählte ihnen von seinen Reiseerlebnissen und natürlich auch die eine oder andere Geschichte aus der Bibel – und das in einem Pionierlager, das der Erziehung sozialistischer Staatsbürger dienen sollte!



Die Kinder waren begeistert und luden ihn ein, länger zu bleiben, auch boten sie ihm ihr Essen an. Doch er musste schleunigst zu seinem Camp zurück und verabschiedete sich wieder. Also nee, dass er extra die weite Strecke gefahren war, um mir die Zusage für unseren gemeinsamen Urlaub zu geben! Ich stand wohl auf dem Schlauch ...

Zwei Wochen später machten wir uns gemeinsam auf den Weg: Wir trampften durch Thüringen und Sachsen, wanderten in seinem geliebten Erzgebirge und hatten einander viel zu erzählen. Und immer noch begriff ich nicht – Ekkehard hätte beinahe den Urlaub abgebrochen. Erst als wir im oberen Erzgebirge seine Großmutter besuchten, fiel bei mir der Groschen: Sie nahm mich in den Arm und meinte, ich könne sie doch auch Oma nennen, sie sehe doch, wie lieb wir beiden jungen Leute einander hätten. Ja, die Erkenntnisse einer weisen Oma sind mitunter Gold wert!

Und nun, dank dieser Klarheit, ging alles ganz schnell; nach dem Urlaub kam ich ins Studentenwohnheim zurück und sagte so nebenbei, nächstes Pfingsten würde ich heiraten. Dass das genau in die politische Wende fallen würde – kurz vor Pfingsten 1990 wurde die D-Mark auch in der DDR gesetzliches Zahlungsmittel –, das war damals noch nicht abzusehen.

Unsere Verlobungszeit war eine Zeit des Aufbruchs in jeglicher Hinsicht, einfach spannend und prickelnd: Die Grenzen gingen auf, alle waren außer sich vor Freude und setzten ihre Hoffnung auf den goldenen Westen.



So vieles sollte sich nun ändern und neu sortiert werden. Endlich winkte uns die Freiheit, die wir uns immer ersehnt hatten!

Aber die Freiheit, die ich in Christus gefunden hatte, diese Freiheit, diese Wende in meinem und Ekkehards Leben war noch viel größer und stärker.

Ich schloss mein Studium ab und unser erster Sohn Josua wurde geboren – und damit begann für uns eine weitere aufregende Zeit.

Drei Jahre lang war Erfurt unser Zuhause gewesen und Schauplatz unglaublicher Romantik; nun galt es Abschied zu nehmen von dieser Etappe, natürlich nicht ohne eine neue Zukunftsvision!





4 Missionsreisen

„Dann müssen wir uns trennen“

Zum dritten Mal fuhr Ekkehard mit dem geborgten Trabant nach Dresden ins Landeskirchenamt; wir hatten dem Oberkirchenrat geschildert, was wir von Gott als unseren Auftrag sahen, und hofften auf eine Übernahme in den kirchlichen Dienst. Das Gespräch endete damit, dass man Ekkehard mitteilte, für ein Ehepaar mit Sonderwünschen gebe es keinen Raum, unsere Ideen könnten sie nicht unterstützen. Wozu auch als Ehepaar nach Osteuropa fahren, um dort zu predigen und zu evangelisieren?

Ekkehard hielt an dem Ruf Gottes fest. „Dann müssen wir uns trennen. Aber wie wollen Sie Ihre Familie ernähren, wenn Sie nicht in den kirchlichen Dienst einsteigen?“ Für die Antwort an die Herren im Kirchenamt reichte Ekkehard ein einziger Satz: „Ich vertraue Gott, dass er uns versorgt.“

Damit war diese gesicherte Einkommensquelle für immer verschlossen. 20 Jahre später sollte mir das – nein, nicht auf die Füße fallen, sondern zum großen Segen werden.

Johannes

Von Erfurt waren wir nach Leipzig gezogen, wo Ekkehard sein Vikariat absolvieren wollte, den praktischen Teil der Ausbildung zum Pfarrer.



In jener Zeit lernten wir durch Freunde den Johannes kennen, einen älteren Herrn mit einem weiten Herzen. Er hatte gehört von unseren Ideen und Visionen, in Russland und der Ukraine evangelistische Gottesdienste durchzuführen; es war uns ein Herzensanliegen, die gute Botschaft von einem liebenden Gott weiterzutragen.

Durch einen Russen war Johannes einst großes Leid widerfahren: Während er, Johannes, in russischer Kriegsgefangenschaft im Bergwerk schuftete und am Verhungern war, wurde seine Frau in Dresden zur Geliebten eines sowjetischen Offiziers. Dennoch wollte er uns unterstützen. Das fanden wir sehr beeindruckend.

Dieses Versprechen, uns zu helfen, bestätigte Gott wundersam: Nach einer Operation erlitt Johannes noch im Krankenhaus einen Schlaganfall. Nun war er halbseitig gelähmt und dem Tode nahe. Vor seinem inneren Auge zog sein Leben vorüber, und Johannes erschrak, war erschüttert: So wenig hatte er für Gott getan in seinem langen Leben! Da hörte er in seinem Herzen Gott fragen: „Was willst du noch tun?“ Johannes: „Ich will dem Kreuzritter helfen, das Missionswerk aufzubauen.“ Da sagte Gott zu ihm: „Du sollst leben!“

Einen Tag später kam sein Arzt und fragte Johannes, ob er einen Wunsch hätte. Dieser antwortete ihm spontan, er wolle wieder gehen können. Der Arzt ließ sich darauf ein und ging Krücken holen. In dem Moment, als Johannes die ergriff, spürte er die volle Kraft zurückkommen – und zum Erstaunen der Ärzte war seine halbseitige Lähmung samt Schwäche augenblicklich verschwunden!



Johannes verließ das Krankenhaus und lebte auf den Monat genau noch zehn Jahre. Kaum zu glauben, möchte man sagen; doch er erzählte es uns mehrfach und es war immer wieder ergreifend.

Durch sein Nahtoderlebnis war er nun besonders angespornt, uns monatlich finanziell unter die Arme zu greifen. Auch seine Freunde konnte er motivieren, mit anzupacken; so konnten wir mit ein paar anderen Christen ein kleines Missionswerk gründen. Das war der klare Startschuss zum Losgehen.

Das Abenteuer

Nun begann unser Abenteuer.

Mit Kind und Kegel reisten wir in die Ukraine, nach Russland, nach Bulgarien – anfangs mit Zelt und alten Autos, später per Geländewagen und Wohnanhänger oder mit Flugzeug und Zug, und fast immer durften unsere wunderbaren Kinder mitkommen.

Irgendwann hatten wir vier, Gott hat uns drei Söhne und eine Tochter geschenkt. Oft wurden wir gefragt, ob wir das alles so geplant haben – nein, das haben wir nicht. Man muss nicht alles planen, braucht nicht lückenlos die Kontrolle an sich zu reißen.

Jedenfalls fuhren wir in den Osten von Europa; wir waren sicher, dass Gott uns dazu berufen hatte. Ein Pastor aus Frankfurt vermittelte uns Kontakte und voller Freude und mit großer Erwartung machten wir uns auf nach Kiew. Mehrere Jahre lang fuhren wir im Frühjahr und im Frühherbst durch das Land, kamen bis in den russischen Kaukasus.



In kleinen Stadien, in Stadthallen, Kinosälen oder einfach im Freien führten wir evangelistische Gottesdienste durch und Menschen ergriffen die Rettung durch Jesus Christus, manche wurden an Leib und Seele geheilt – und nicht selten wurde anschließend eine neue christliche Gemeinde gegründet.

Auf diesen Fahrten durften wir viele nette Russen und Ukrainer kennen und lieben lernen. Sie waren in einer Diktatur aufgewachsen und nach dem Zerfall der Sowjetunion fiel die Orientierung weg, die Herzen waren hungrig.

Sie hörten die gute Nachricht und wir durften teilhaben an ihrer Freude darüber. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs standen Türen und Herzen weit offen.

Nach ein, zwei Monaten ging es für uns dann wieder zurück nach Deutschland, in unseren damaligen Wohnort in der Oberlausitz bei Bautzen.

In den Jahren nach der politischen Wende fuhren viele unserer Freunde und Verwandten in den Westen; sie wollten die Welt kennenlernen, Neues sehen. Aber uns schickte Gott nach Osteuropa – die Sprache dieser Länder hatten wir in der Schule lernen müssen, und wir hatten es widerwillig getan.

Jetzt ernteten wir die Früchte jener Mühen: Nicht nur konnten wir die Wegweiser und Straßenschilder mit den kyrillischen Buchstaben lesen, wir konnten uns auch mit den vielen herumlungernden Polizisten „unterhalten“, die uns zu gern ein üppiges Trinkgeld aus der Tasche ziehen wollten.



Einmal waren wir nach mehrtägiger Fahrt endlich am Stadtrand von Nikolajew angekommen, da stoppte uns mal wieder ein Polizist, holte sein abgebrochenes Lineal aus dem Kontrollhäuschen und vermaß den Wohnwagen: Immer wieder machte er einen Strich in den Staub, der sich auf dem Lack angesammelt hatte, und legte das kleine Lineal erneut an ...

Die Straßen der ukrainischen Städte sind bekanntlich sehr breit – aber er behauptete schlicht und einfach: „Der Wagen ist zu breit und kann nicht in die Stadt einfahren!“ Hier waren wir mit unserem Russisch am Ende; Gott sei Dank kamen in diesem Moment Freunde mit ihrem Dacia angefahren, und sie klärten die Sache für uns.

Spannend war es auf jeder einzelnen Reise, es gab immer etwas Neues.

Wir waren mit unserem Nissan Patrol auf der großen Fernstraße und freuten uns am Vorankommen. Plötzlich klapperte es sehr laut – im Radkasten! Wir stiegen aus und entdeckten im Reifen einen Schraubenzieher. Reifenwechsel.

Dann ging es mit dem Ersatzrad weiter bis zur nächsten Werkstatt ... und kurz vor diesem „spontanen“ Etappenziel rollten wir mit dem anderen Reifen tatsächlich in einen großen Nagel! Nun konnten wir gleich zwei Räder reparieren lassen.

Ein anderes Mal gab es an der Tankstelle Wasserdiesel. Ja, der Kraftstoff war mit reichlich Wasser gestreckt worden! Nun mussten der Tank ausgesaugt sowie die Filter und dazugehörenden Leitungen gereinigt werden.



Wie so oft auf diesen Fahrten, wenn wir Probleme hatten, begab es sich, dass jemand vorbeikam und anhielt und uns bereitwillig und fröhlich unter die Arme griff – und während die Männer reparierten, saß ich stundenlang mit den Kindern neben der Straße auf dem freien Feld und spielte mit ihnen. Die freuten sich über die Autopause!

Und weiter ging's mit unserem Geländewagen Richtung Krim, aber nur noch mit halber Kraft, und bald war klar: Ohne neuen Filter kommen wir nicht wieder nach Hause. In Sewastopol, ganz im Süden der Halbinsel, gab es ein Kellergeschäft, das verkaufte Ersatzteile von Kraftfahrzeugen aller Marken – und dort erwarben wir wundersamerweise den einzigen Filter, der für unseren Patrol in Frage kam. Kein anderer hätte gepasst. Wir waren so dankbar!

Auf den Straßen, an den Grenzen, überall im Land haben wir Bewahrung erlebt. Nie wurde uns ein Haar gekrümmt, und die Kinder waren immer gesund. Wir spürten Gottes Schutzmantel um uns.

Mit den Kindern?

Mancher mag sich fragen, ob wir die Kinder nicht zu den Großeltern hätten bringen können. Warum haben wir die Kinder auf unsere Missionsreisen mitgenommen und sie allerlei Gefahr ausgesetzt? Wäre nicht auch die Fahrt viel einfacher gewesen ohne sie?

Nun, unsere Kinder dabeizuhaben war uns wichtig – und es war für uns selbstverständlich:



Sie gehören doch zu uns. Wir wollten sie nicht anpredigen, sondern ihnen zeigen, es ihnen vorleben, wie wir Gott und die Menschen lieben.

Einmal fuhren wir von Deutschland aus eine ganze Woche lang bis in den Kaukasus, ein anderes Mal tagelang durch Weißrussland. Im Auto habe ich mit den Kindern gesungen, ihnen aus Büchern vorgelesen oder mit ihnen Theater gespielt. Am Abend hielten wir mit unserem Gespann in der wilden Natur, machten ein Feuer, aßen – Mitgebrachtes und das, was wir am Straßenrand von den Händlern gekauft hatten.

Manchmal muteten wir an wie moderne Zigeuner: ein Bild der Freiheit, in mancher Augen auch etwas chaotisch. Für uns fühlte es sich aber gut und richtig an.

Hochschwanger und andere Abenteuer der „Kreuzritter“

Auf der Fahrt nach Cherson war ich im achten Monat schwanger mit unserem dritten Kind. Wir machten uns keine Gedanken, fühlten uns geborgen und Sascha hatte die Veranstaltungen gut vorbereitet. Es gab keinerlei Probleme, alles klappte bestens in jenem September.

In der Südukraine war es noch sehr heiß, deshalb gingen wir abends nach der Versammlung im Dnjepr baden, und am Wochenende fuhren wir mit den ukrainischen Freunden in den Wald zum „Schaschlyk“ (Fleischspieße über dem offenen Feuer) oder an einen See, Fischsuppe essen.



Wir haben die Zeiten im Osten sehr genossen, das Schönste war aber, gemeinsam Gott zu dienen.

Am Ende der Zeit in Cherson fragte Sascha tatsächlich, es sei doch so gesegnet gewesen – er würde am liebsten noch anderswo eine Woche weitermachen; aber da streikte ich: Unser Kind wollte ich lieber in einem deutschen Krankenhaus bekommen! Drei Wochen nach der Heimkehr wurde dann unser Sohn Benaja geboren. Mit dem Sprechenlernen ließ Benaja sich Zeit, bis er zwei Jahre alt war, und das erste Wort, das er sagte, war lustigerweise „Sascha“.

Wenige Monate später fuhren wir zu einer Evangelisation zunächst nach Kiew, wo es im April noch sehr kühl war. Unterwegs in Polen wurden wir sogar noch mit viel Schnee überrascht. Nach diesem Einsatz ging es mit dem Gespann weiter nach Armavir in den Kaukasus, dort blühte bereits der Flieder.

Wir hatten noch eine Woche Zeit bis zum Start; die nutzten wir, um die Gegend zu erkunden. Ich mochte es sehr, mit den Kindern durch die Straßen zu streifen und am Ufer des Kuban spazieren zu gehen. Die freilaufenden Hunde und Truthähne störten uns wenig. Ein Gefühl von Freiheit überkam mich, mit niemanden hätte ich tauschen wollen!

Beim Frisör durfte ich meine Haare selber waschen, mit kaltem Wasser, und danach wurde ich zurechtgemacht nach allen Regeln des Landes, wie russische Frauen damals eben frisiert wurden, und die Dame gab sich alle Mühe.



Das hätte ich vorher wissen müssen: Fast eine Stunde lang toupierte sie meine feinen dünnen Haare und sprühte eine halbe Flasche Haarfestiger darauf. Das hielt eine komplette Woche lang extrem gut, fast zehn Zentimeter war ich nun größer! Bis heute lachen wir über die Fotos.

Währenddessen hatten die Brüder der Ortsgemeinde von den Behörden leider keine gute Nachricht erhalten. Dort hatte man unseren Namen ins Russische übersetzt und kalte Füße bekommen:

Es sei höchst unpassend, wenn wir Deutschen, wir Kreuzritters ausgerechnet am 9. Mai das Stadion mieten wollten – dieser Tag ist ein Feiertag zum Gedenken an den Sieg über Deutschland und die Befreiung vom Faschismus. Sie bräuchten das Stadion selber für ihre Festveranstaltung am 9. Mai; kurzerhand wurde uns die Genehmigung entzogen.

Gemeinsam mit den Geschwistern der einladenden Gemeinde beteten wir um ein Wunder – und das ließ nicht lange auf sich warten: Sie willigten ein, dass wir ab dem 11. Mai das Stadion mieteten.

Die Wartezeit bis dahin konnte ich uns leider nicht mit Spaziergängen in der Stadt und am Fluss versüßen, denn es regnete tagelang, auch den ganzen Feiertag hindurch!

Erst am 10. Mai kam die Sonne wieder zum Vorschein; wir bauten die Technik auf und ab dem 11. Mai evangelisierten wir eine ganze Woche lang im Freien, bei herrlichem Sonnenschein.



Ekkehard predigt in Armavir, Kaukasus





Der Mafiaboss

Ekkehard liebte es sehr, zu den – oft einfachen – Menschen zu predigen und für die Kranken zu beten. An einem Abend gab es Probleme mit der Übersetzung und gerade zu dieser Veranstaltung war der Chef einer Mafiabande gekommen, er war stadtbekannt und gefürchtet – Sascha kam mit wichtiger Miene und teilte es Ekkehard mit. Was sollte das nur werden, bei der holprigen Übersetzung?!

Wir hatten zwei Übersetzer auf der Bühne, außer Ukrainisch konnten beide etwas Russisch und dazu Englisch und Niederländisch oder Deutsch. Ja, auf dem Missionsfeld muss man schon ein initiativer Typ sein und improvisieren können!

Englisch sprachen wir leider nicht so gut, der Englischunterricht begann in der DDR erst in der siebten Klasse und er war freiwillig. Oh, wie schön wäre es, des Englischen mächtig zu sein, dachten wir auf diesen Fahrten so manches Mal.

Jedenfalls, der Mafiaboss bekam von unseren Sorgen rein nichts mit – aber er spürte die Liebe Gottes, und die überzeugte ihn restlos: Er entschied sich für ein neues Leben mit Jesus.

Ein Jahr später trafen wir den Ex-Mafiachef wieder; das war eine Freude, diesem dankbaren Mann zu begegnen! Die Lehre daraus: Wir müssen nicht stark und perfekt sein. Hauptsache, wir sind einfach da und bereit, Gott zu dienen!



Noch nicht mal Erstklässler und schon Deutschlehrer

Eines Tages ging ich mit Ekkehard auf den Wochenmarkt, um einzukaufen. Unsere Kinder spielten mit ein paar anderen Kindern.

Als wir zurückkamen, saßen sie auf einem langen Balken. Vor ihnen stand unser Ältester, Josua war sechs Jahre alt, er dirigierte und lehrte sie ein deutsches Lied. Alle sangen auf Deutsch: „Vater Abraham hat viele Kinder ...“

Ja, unser Ältester wurde nun schulpflichtig; und das Kultusministerium führte uns wie z. B. Schausteller als „Beruflich Reisende“ und erlaubte uns, die Kinder zunächst zurückzustellen und dann selber zu unterrichten. Das war für uns ein besonderes Geschenk!

Auf einem der Einsätze hatte Josua den ersten Schultag, deshalb schenkte eine Frau den Kindern eine knallbunte Zuckertorte mit vielen Röschen darauf. Die war wunderschön! Aber sie zu essen, darauf haben wir verzichtet – sie bestand im Großen und Ganzen aus purem Zucker.

Heute noch erzählen unsere Kinder voll Freude und Dankbarkeit von diesen Fahrten; eine spannendere Kindergartenzeit hätte es nicht geben können! Es waren erlebnisreiche Zeiten mit den fremden Kindern, und sie spielten in russischen Dörfern auch mal mit den Schweinen oder nur mit Stöcken und Steinen im Staub. Wo gibt's denn so was noch?



Frucht und Frust

Mein Mann, meine Kinder und die Arbeit im Missionswerk: das war meine Mitte, meine Erfüllung. Ich habe es nie bereut, dass wir diesen Weg gewählt haben, auch wenn es Steine gab auf unserem Pfad und Tiefschläge. Auch waren wir in vielem unerfahren, aber voll Gottvertrauen und Hoffnung. Wir waren kein großes Werk, im Gegenteil, wir waren schwach und zerbrechlich und wahrlich nicht fehlerfrei. Aber trotz allem machten wir uns auf den Weg und taten, was eben getan werden muss. So haben wir einige hundert Menschen für den Glauben an Jesus gewinnen können, und wir werden sie im Himmel wiedersehen.

Nach den Evangelisationen wurden Gemeinden gegründet. Wir haben ausgesät und auch gesehen, welche Frucht daraus entstanden ist. Aber die haben wir immer in andere Hände abgegeben. Wir kamen nach Deutschland zurück mit erfüllten Herzen, aber mit leeren Händen.

Zu Hause hieß es, um Missionsfreunde und Finanzen zu werben. Das war in den 1990er-Jahren nach der politischen Wende so eine Sache; Firmen wurden gegründet, Städte und Häuser renoviert. Die Welt stand offen, man reiste und freute sich des Lebens – und dann kamen wir in die Gemeinden mit unserer Vision und, klar, wir luden die Leute ein, sich zu beteiligen an dem, was Gott durch uns tat.

Das kam nicht immer gut an, es gab Missverständnisse und wir erlebten auch Desinteresse an unserem Dienst.



Hin und wieder gab es finanzielle Engpässe und wir hatten zu wenig Freunde, so einige Türen waren auch ganz verschlossen.

All diese Kämpfe setzten Ekkehard sichtlich zu. Wir lebten in einem großen Spannungsfeld, und Ekkehard wurde schwächer und trauriger.

Aber unsere Missionsreisen waren das Richtige zur rechten Zeit; wären wir damals nicht trotz allem gegangen, es hätte nie wieder geklappt. Diese Etappe war begrenzt – und sie war ein Segen.



Evangelisationszelt
in der Südukraine
1995



Missionsfamilie Kreuzritter, 1996



Vladikavkaz, Kaukasus, 1996



*Der Wind in der Seeluft
Das Blau auf dem
Kleinboot, alle von großer Uferstille
Alle auf einmal mit der ruhigen Fremdheit
Nicht als eine unheimliche auf mich aufpassen!*

*Da bin ich so ein kleines Biestel und du bist ein Mann, der aus
geradeher kommt.*





Unterwegs auf den Straßen im Osten



Josuas Schulanfang
unterwegs
in der Ukraine

Homeschooling
auf dem
Missionsfeld





Kremenschuk
Ukraine

Moskau

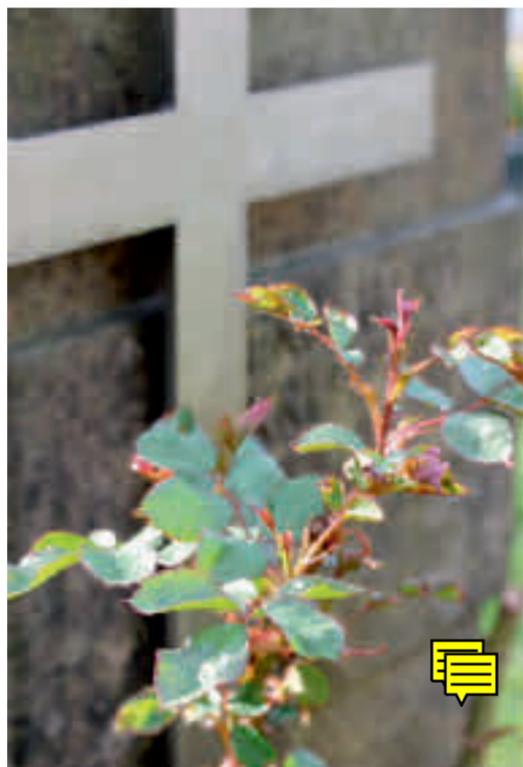


Nigeria



Segnung
in Deutschland





Der Spruch auf
Ekkehards Grab:

Nichts
kann uns
trennen
von der
Liebe Gottes!



Kirstin
mit
Kindern
und
ihren
Partnern

2017





5 Diagnose

Irgendwann begannen wir zu fragen: Wo klemmt es, und warum? Müssen wir andere Wege gehen? Ja, es gab Warnsignale, doch die verstanden wir nicht. Ekkehard war ein Kämpfer, und ein Kämpfer gibt nicht so schnell auf.

Wir suchten Freunde und andere Pastoren auf, tauschten uns aus und kamen zu dem Beschluss, weiter vorwärtszugehen. Vielleicht ein paar Monate nach England, zum Englischlernen, und mal sehen, was sich ergibt ...

Von Anfang bis Ende war es angespannt auf der Insel. Heute frage ich mich: Wessen Idee war das bloß gewesen? Ich jedenfalls hatte gehofft, der frische Wind würde Ekkehard guttun. Dabei wurde er immer unruhiger. Wir wohnten in der Buchen-Sackgasse, und ich fragte mich, ob wir hier in einer Sackgasse des Lebens angelangt waren.

Erst später lernte ich: Eine enttäuschte Person hat getrübbte Einschätzungen, hat Angst – und flüchtet, egal wohin. Außerdem denkt sie, nur sie hätte recht, zieht sich zurück und bemerkt gar nicht mehr, dass Gott mit ihr noch etwas vorhat. Und Gott hatte noch etwas vor mit uns, nur waren wir nicht mehr am richtigen Ort.

Eines Nachts brach Ekkehard zusammen; uns wurde klar, dass wir den Englandaufenthalt beenden müssen. Er zitterte am ganzen Leib, von nun an wurde er immer schwächer und seine schönen blauen Augen trübten sich. Trauer schaute aus ihnen heraus.



Es war tragisch. Ich selber trauerte nur kurz mit und schwang mich dann auf, bezog den Posten des Retters. Ich erkannte meine Stunde: Ich wollte helfen und, wo nötig, das Familienschiff in ruhige Gewässer steuern. Ich versuchte gewissermaßen, meinen kranken Mann einen Berg hinaufzuschieben in der Hoffnung, dass Gott sich über ihn und uns erbarmen würde.

Depression

Ein paar Wochen später war die Sprachschule beendet und wir zogen in die Heimat zurück. Dort angekommen, stellte ein Therapeut und enger Freund eine klare Diagnose: Ekkehard hatte eine handfeste Depression.

Wie konnte das sein? Wie kann man so depressiv werden, wenn man doch Gott vertraut und wenn man leben will? Wir verstanden die Welt nicht mehr, waren aber verzweifelt genug, um alles zu tun, was Fachleute uns rieten.

Jetzt begann also das ganze Hilfsprogramm mit Tabletten, Psychotherapie und vielen Gesprächen, aber auch mit viel Ruhezeit. Diese Phase hasse ich bis heute. Es fühlte sich wie eine Niederlage an, ein bisschen wie Sterben. Das ständige Suchen und Fragen nach Lösungen und neuen Wegen machte müde.

Ein paar Monate später, bei einem Kuraufenthalt in einer Klinik in Egenhausen, erfuhr Ekkehard, dass „es“ an der Biochemie lag; die Depression hätte ihn in jedem Beruf eingeholt.



Wie es mir dabei ging, fragst du vielleicht. Auf der einen Seite war ich voller Hoffnung und Zuversicht, dass dieses Leiden eines Tages besiegt werden kann.

Ein Teil von mir war angespannt. Mein Herz und meine Ohren verbarg ich vor der Wahrheit und den eventuellen Auswirkungen dieser Krankheit.

Gleichzeitig war ich sehr dankbar für die medikamentöse und psychologische Hilfe – und für die Gebete, die unsere Freunde für uns zu Gottes Thron aufsteigen ließen. Das tat mir gut!

Er wird kommen
wie ein eingedämmter Wasserstrom,
welchen der Wind des Herrn treibt.
Und es wird für Zion ein Erlöser kommen.

Jesaja 59,19-20





Wir werden „richtig sesshaft“

Therapie und Medikation schlugen sehr gut an, Ekkehard ging es zusehends besser, neue Hoffnung und Freude keimten auf. Wir zogen in den Raum Dresden, kauften dort Bauland und bauten mit Hilfe meines Bruders, der ein Ingenieurbüro für Bauwesen hatte, ein Haus. Er managte als Bauleiter den Hausbau, so dass innerhalb weniger Monate unser neues Heim komplett fertig war!

Mit der Restschuldenversicherung war es ein wenig komplizierter gewesen; erst im zweiten Anlauf fanden wir eine Versicherung, die bereit war, trotz Ekkehards Erkrankung mit uns einen Vertrag abzuschließen. Stutzig machte mich die Klausel, die Restschulden würden nur im Todesfall beglichen; ich kann mich noch gut erinnern, dass ich den Kopf schüttelte: Todesfall? Wer braucht denn so etwas? Aber egal, es war erledigt und wir konnten bauen.

Dienst in Deutschland

Die Ampeln standen auf Grün. Anfangs flog Ekkehard zwar mit einem Freund nochmals in die Ukraine, doch irgendwann sahen wir diese Etappe als beendet an. Inzwischen hatten wir in Deutschland Kontakt gefunden zu Gemeinden, die uns einluden, und die nächsten Jahre fuhr Ekkehard an den Wochenenden durchs Land und hielt evangelistische Gottesdienste; oft nahm er einen Freund oder zwei Kinder mit. Ich bewunderte Ekkehards Treue und seinen Mut: Immer wieder stand er auf und versah seinen Dienst mit Hingabe.



Er liebte diese Arbeit und konnte sich nie etwas anderes vorstellen, als zu predigen. Sehr gerne betete er für Kranke und er durfte erleben, wie Gott sich erbarmte und die Leute anrührte.

Aber Ekkehard selber schien außen vor zu bleiben: In den Wochen zwischen den Diensten litt er sehr. Warum ging es mit ihm so oft auf und ab?

In den Ferien und an freien Wochenenden reisten oder wanderten wir sehr viel, die Kinder genossen es und unser Schäferhund war immer dabei. Es ging an die Ostsee, in die Alpen und sogar weit in den Norden nach Schweden. Wir fuhren mit unserem Schlauchboot auf der Elbe oder im Spreewald. Wenn es ihm gut ging, liebte er es, Gäste einzuladen, um zu grillen oder Fisch und Käse zu räuchern. Viele schöne Momente hatten wir dann; sehr oft betonte Ekkehard, wie sehr er uns liebt und achtet.

Dann wieder gab es Abstürze, das waren traurige Momente. Unentwegt versuchte ich zu schieben und zu helfen und die Kinder abzuschirmen. Wie sie diese Zeit erlebt haben, das werden sie später selbst berichten.



Erleuchtung und der erste Schock

November 2010. Das ganze Jahr hatte mein Mann mit dem Leiden der Depression zu kämpfen gehabt, und gerade erlebten wir den bisherigen Tiefstand der Seelenqual, seiner Schwermut. Es war graues Herbstwetter. Wir wollten gerade zu Bett gehen, da plötzlich hatte ich in meinem Gehirn so etwas wie eine Erleuchtung.



Ich sprang in die Höhe. Jenen besonderen Tag werde ich nicht vergessen! Wenn man mich fragt, was da passiert ist, kann ich nur sagen: Ich *wusste* es plötzlich:

Dieser Lebensabschnitt ist jetzt beendet! Aber warum? Und – was nun? Als hätte jemand in meinem Kopf einen Hebel umgelegt und in mir tausende Warnsignale zum Leuchten gebracht, so fühlte ich mich an jenem Abend im November.

Also nahm ich Abschied von diesem Lebensabschnitt, den ich so geliebt, der mir so viel Erfüllung gegeben hatte. Sechs Wochen lang grübelte ich und fragte mich, was diese Signale mir sagen wollten; und ich ahnte, dass an der Veränderung nicht mehr zu rütteln war. Diese Erkenntnis ließ mich erstarren. Ich erzählte es meinem Mann, doch er verstand mich kaum; dennoch verlangte ich von ihm, nun völlig zu pausieren.

Unseren Missionspartnern, die uns jahrelang die Treue gehalten hatten, schrieben wir einen Brief mit der Information, dass Ekkehard zum Gesundwerden Ruhe brauche und Kraft sammeln müsse, deshalb würden wir den Dienst beenden mit einem herzlichen Dank für ihr Verständnis.

Ich brachte meinen Mann ins Krankenhaus und ging stundenlang im Wald spazieren, um zu verstehen, was das alles zu bedeuten hatte. Ich wusste, dass hier etwas neu sortiert werden musste in unserem Leben. Aber was?

Die Kinder und den Haushalt versorgte ich nur halbherzig, alles in mir suchte nach einer Lösung. Aber ich fand einfach keine, hatte nur Fragezeichen im Kopf. Ich stand unter Schock.





6 Wie ich lernte, die Trauer zu umarmen

Den Schock über das Ende unseres Missionsdienstes nun auch in Deutschland hatte ich noch nicht verarbeitet, da wurde ich mit voller Wucht vollends aus dem Gewohnten hinausgeschleudert. Wer verlässt das schon freiwillig? Ich gehöre jedenfalls nicht zu diesen *Ver-rückten*. Ich *wurde* weggerückt. War es das Schicksal, oder war es Gott? Wer war es überhaupt?

Ich weiß nur eines: Es war unheimlich, und es erschütterte mich bis ins Mark. Tiefer konnte ich nicht erschüttert und gerüttelt werden – dabei hatte ich das Ende der Missionsarbeit ja noch gar nicht fertig betrauert.

Der Tag, an dem sich Himmel und Erde begegneten

Auf den trüben November folgte ein wunderschöner Winter wie im Bilderbuch. Wir hatten außergewöhnlich viel Schnee, das war Ekkehards Lieblingswetter.

Am vierten Advent war Ekkehards Zeit zu Ende, er hatte ausgelebt. Er hat sich das Leben *genommen*. Suizid.

Ab und zu hörte ich hinter meinem Rücken fragen: „Ein Christ, ein Pastor – und dann Freitod? Wie passt das zusammen?“ Als Wohltat kann man diese Art „Anteilnahme“ wahrlich nicht bezeichnen.



Doch bemerkte ich bald, dass ich tief in mir ihm die Befreiung gegönnt habe, das Freisein, das Los-sein von diesen Seelenqualen. So waren sich in unserem Haus Himmel und Erde begegnet, mein Mann wurde von der Krankheit erlöst. Die Ärzte haben mir gut erklärt, dass diese Krankheit leider oft diesen brutalen Tribut fordert.

28.12.2010, aus meinem Tagebuch

Es verschlägt mir den Atem: Mit gerade einmal 43 Jahren stehe ich am offenen Grab meines Ehemannes, der sich nach langem Ringen das Leben genommen hat.

Mit diesem Satz ist so vieles gesagt. Meine Zeit ist zerteilt in Vorher und Nachher. In mir und um mich herum ist ein Scherbenhaufen. Ich spüre tiefe Wasser mit meterhohen Wellen, sie wogen hin und her und kommen bedrohlich auf mich zu. Vor mir die Berge der Trauer. Ich muss sie erklimmen, und ich bin allein.

Ich bin eine zerbrochene Schale, liege in Einzelteilen am Boden. Und dann sind da noch die vielen Fragezeichen in den Köpfen der Leute, die mit mir in die Grube starren. Wie in einem Film lebe ich derzeit, und zusammen mit meiner Familie muss ich leider die Hauptrolle spielen. Das gefällt mir gar nicht! Die Situation ist sehr verfahren. Vom Hörensagen weiß ich, dass es Hoffnung gibt – aber wann?

Und wie lange halte ich diese Spannung aus? Ich fühle mich (Verzeihung!) richtig beschissen.



Tröstertabletten?

Als die Trauerarbeit in mir einsetzte, ging ich auf die Suche nach Büchern, Informationen, Zeugnissen oder Berichten von Menschen, die mir hätten sagen können: „Du schaffst es. Es ist möglich, denn ich habe es auch geschafft!“

Geschafft hatte ich immerhin den Schritt zur professionellen Trauerbegleitung im Josef-Stift in Dresden. Ich hatte ein Ziel vor Augen: Ich muss hier hindurchkommen! Und ich wollte die Trauer durchleben mit all meinen Sinnen und Gefühlen.

Ich wollte wieder auf die Beine kommen, aber ohne Tabletten! Zu der Erkenntnis war ich gelangt, nachdem ich Ekkehards Arzt aufgesucht und ihm alles berichtet hatte – zum Abschied gab er mir großmütig eine Schachtel „Tavor“ in die Hand. Dieses Zeug ist wirklich gefährlich, es hat hohes Suchtpotenzial! Ich war sprachlos; die Tabletten warf ich in den Müll. Wie sollte eine Tablette mir die Lasten der Trauer von der Schulter nehmen? Ich war doch nicht krank!

Mir war klar: Ich muss mich anders um meine Seele kümmern. So gab ich dem Wunsch meiner Seele immer wieder nach, wenn sie tröstende Orte suchte oder etwas tun wollte, was ihr Halt gab. Zum einen ging ich oft spazieren, um mich zu spüren; oder ich verkroch mich stundenlang in Ekkehards Bett.

Zum anderen knüpfte ich neue Kontakte, rief mit anderen einen Strickkreis ins Leben und strickte tagelang einen langen Schlauch, bis der Stamm meiner Birke am Grundstückseingang ganz eingehüllt war.



Jeder meint ja, seine eigene Not, die, die *er* erleidet, sei wohl die schlimmste. So war auch ich der Ansicht, mein Verlust, meine Trauer um den Ehemann und das Ende des Missionslebens seien übergroß und mit nichts zu vergleichen.

Heute kann ich diese Emotionen, dieses Karussell der Gefühle erklären, nachfühlen, kann andere mit ähnlichen Verlusten verstehen, jedenfalls ansatzweise; aber damals hatte ich nur eine Frage: Wie sollte ich das nur überleben? Gibt es für mich und für meine Kinder ein „Leben danach“ – nach der Trauer?

Aus meinem Tagebuch

Juni 2011

Nun bin ich in der Kurklinik in Altensteig angekommen und bin gespannt, was das bringt. Sie sind alle nett hier, aber ich fühle mich allein ohne Ekkehard und Kinder. Meine Familie ist mein Leben und ich muss lernen, allein klar zu kommen. Allein leben. Allein arbeiten. Das ist echt bitter.

Manchmal spüre ich keine Trauer, sondern Hoffnung und manchmal befällt mich Hoffnungslosigkeit, wegen meiner Zukunft. Manchmal überfällt mich tiefe Einsamkeit. Einen Teil meines Lebens hat Ekkehard mit ins Grab genommen, so scheint es mir.

Tag 1

Bin betrübt am Morgen – habe schlecht geschlafen und mich über das Klingeln und Rauschen in meinen Ohren geärgert.



Heimweh plagt mich jetzt schon. Muss mich erst einleben. Die heutige Gruppentherapie hat mir nicht gefallen. Andere Nöte kann ich mir nicht auch noch anhören. Es gibt viele Menschen mit Traumata, Depressionen, aber kaum jemand mit Trauer.

Muss heute viel weinen, so dass ich nicht zum Mittagessen gehen kann. Im Raum der Stille habe ich eine ganze Stunde geweint und den Schmerz zugelassen. Das war sehr befreiend. Mein Ziel für diese Zeit ist, einen Teil der Trauer und des Schmerzes sowie der Kraftlosigkeit hier im Schwarzwald zu lassen. Ich will die Trauer durchleben und am Ende des Weges wiedererwachende Lebensfreude und neue Chancen entdecken.

Tag 2

Der Tag begann schon besser, in der Sauna habe ich nette Frauen kennengelernt. Man muss hier ständig an Termine denken, das schwächt mich, habe nun keine Kraft zum Abendbrot zu gehen. Ich habe Kopfschmerzen und eine Trauerwelle hat mich überrollt. Es ist so schwer und traurig.

Heute habe ich folgendes gelernt: Meine Trauer ist keine Krankheit, schon gar nicht eine Krankheit zum Tode. Meine Trauer ist eine Aufgabe. Es ist mir aufgegeben, nicht aufzugeben, sondern aufzuarbeiten. Und dann abzugeben. Das macht mir Mut.

Tag 5

Es ist Pfingsten. Heute vor 21 Jahren haben wir geheiratet. In der Nacht habe ich von Ekkehard geträumt.



Er fehlt mir so, wenn ich ihn nur noch einmal umarmen könnte. Heute mussten wir einen Test ausfüllen, etwas zeichnen, danach waren wir wandern. Letzten Endes war meine Kraft weg und ich bin unendlich traurig. Ich spüre mein schmerzendes Herz. Du fehlst so.

Tag 10

An manchen Tagen geht es gut, an anderen überhaupt nicht. Dann kippt es und ich falle in ein Loch, das tiefer denn je ist. Wollte heute am liebsten nach Hause fahren. Man hat mich von Terminen und Therapien befreit, damit ich in Ruhe trauern kann. Ich habe Angst, dass ich das nicht schaffe, und kann keine Probleme mehr hören.

Tag 16

Ich bin guten Mutes aufgestanden, habe Hoffnung, aber bin dennoch vorsichtig, da ich noch lange nicht am Ziel bin. Am Abend kippte die Stimmung, bin mit einer netten Frau in die Stadt gegangen, um ein Glas Wein zu trinken.

13.7.2011

Ich bin wieder zu Hause, habe mich richtig freuen können auf meine Kinder. Am Carport hingen ganz liebe Willkommensschilder von ihnen. Sie haben mich sehr vermisst.

Wir fünf haben am Abend gemütlich zusammen gegessen und dann einen Happy-End-Film angesehen. Das hat mein Herz richtig froh gemacht.



Resultat nach der Kur: Ich bin mit tiefer Trauer nach Altensteig gefahren und mit Trauer wieder nach Hause gekommen, aber es ist etwas passiert in mir. Es liegt noch viel Arbeit vor mir, doch ich trainiere mich, nur auf das Heute zu schauen und Schritt für Schritt weiter zu gehen.

31.12.2011

Die Trauer hat mich ohne Abstriche erreicht, ein ganzes Jahr lang in verschiedenen Phasen. Die jetzige Phase macht mir bis ins Körperliche hinein bewusst, dass ich etwas unwiderruflich verloren habe.

Ich habe gelesen, dass Trauer – ob leise oder laut – ein Ausdruck der Liebe zum Verstorbenen ist, wie ein Liebesbrief an den geliebten Menschen. Viele Briefe habe ich also geschrieben ...

In wenigen Minuten endet das schreckliche Jahr, das erste Trauerjahr. Ich freue mich riesig, dass ich es hinter mir lassen kann, dass ich es geschafft habe. Dass ich 365 Tage überlebt und 12 Monate lang den Schmerz ertragen habe, nicht untergegangen bin. Das ist ein Wunder, ein Geschenk.

Letztens habe ich in der Bibel gelesen, dass Hiob nach seiner Tragödie noch 140 Jahre lebte und Josef nach seiner noch etwa 80 Jahre, er wurde 110 Jahre alt. Meine Erkenntnis daraus: Es gibt ein Leben nach der Tragödie. Wenn Menschen oder Situationen einen herabsetzen, kann Gott einen befördern. Allerdings: So alt wie diese beiden Helden möchte ich nicht werden.



Verlustschmerz

*Es drückt, es schmerzt, es zerrt, es reißt
mich fast auseinander –
dieser quälende Schmerz.
Er fehlt, wenn er pausiert.
Du fehlst, wenn das Gefühl pausiert.
Ein Leben ohne dich,
ein Leben ohne Schmerz des Verlustes ...
Fehlt da was?*





Wie eine zerschlagene Schale

Elf Monate vor seinem Tod, er war noch voll im Reisedienst, saß ich mit Ekkehard im Wohnzimmer. Wir unterhielten uns über verschiedenes und beteten. Wir rangen um Antworten.

Vor meinem inneren Auge sah ich plötzlich eine sehr schöne Schale – aber es war klar zu erkennen, dass sie repariert war. Sie musste einst zerschlagen worden sein, aber die Bruchstellen waren fein mit Gold zusammengefügt. Sie leuchtete sogar! Es war ein schöner, ja formvollendeter Anblick. In diesem restaurierten Zustand war sie wieder nützlich. Gehalten wurde die Schale von zwei großen Händen.

Ich dachte, es wäre eine Ermutigung für Ekkehard, doch der zuckte mit den Achseln, es hatte ihm gar nichts zu sagen. Mir gefiel das Bild. Am nächsten Tag holte ich Stifte und Papier, versuchte es nachzuzeichnen. Und ich behielt es im Herzen.

Nach der Beerdigung war ich bei Freunden und hörte mich plötzlich sagen: „Ich fühle mich wie – wie eine zerschlagene Schale, zerbrochen ...“ Da ging mir ein Licht auf! Dieses Bild mit der Schale galt mir. Es beschrieb ganz klar meine Situation und wurde mir in den folgenden schweren Stunden und Monaten zum Rettungsring. Ich ahnte, dass ein liebender Gott – der mit den großen Händen – sich kümmern würde um mich und unsere vier Kinder.

Und ich traute ihm zu, dass er die Scherben, auf denen ich stand, wieder zusammensetzen kann. Schöner als zuvor!



In Japan nennt man die Kunst *Kintsugi* – „Gold-
verbindung“. Bei dieser bekannten Methode mit langer
Tradition werden zerbrochene Gefäße repariert, wobei
der Makel nicht verborgen, sondern mit einem beson-
deren Gold- oder Silberlack hervorgehoben wird.

Neue Wertschätzung und Schönheit entstehen dabei.
Eigentlich kann jeder den Makel erahnen, dennoch
erfreut man sich an dem neuen Erscheinungsbild. Dass
die Schale Fehler hat, dient dem Künstler zur Ehre: Seine
Kunstherrlichkeit und das Gold oder Silber machen sie
auffallend wertvoll.

Noch Jahre später bin ich von der klaren Botschaft
dieses Bildes beeindruckt. Es hat mich getragen.

In einer schlaflosen Nacht musste ich mal wieder an
diese Botschaft denken und dabei entstand das Gedicht
über die Schale. Ich sah mich vor dem Scherbenhaufen
stehen und fragte mich, wie hier wieder Ordnung hinein-
kommen soll.

Wer soll dieses Chaos beherrschen und das Trauma
heilen, grübelte ich weiter. Wo bin ich getäuscht
worden? Oder habe ich alles auf eine falsche Karte
gesetzt?¹

¹ Die Auflösung zu dieser Frage findet man auf Seite 104.





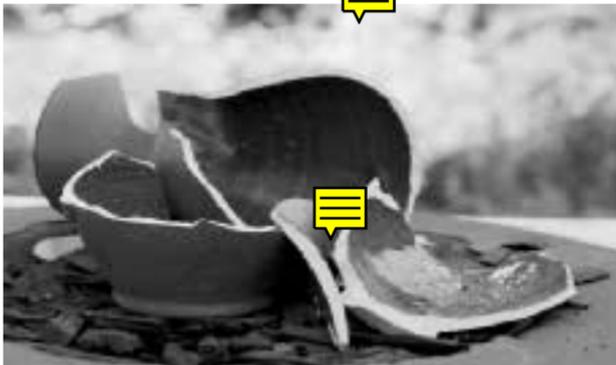
Die zerbrochene Schale

*Sprachlos, atemlos und bestürzt
stehe ich vor dem Scherbenhaufen,
sehe eine zerschlagene Schale.
Wird sie je wieder nützlich sein?*

*Die Schale – wer wird sie aufheben,
wer soll sie reparieren,
wer erbarmt sich?*

*Sollte ich mich so getäuscht haben?!
Sollte ich? Hätt' ich nur! Warum?*

*Es ist, wie es ist.
Nichts bleibt, wie es war.
Nur einer sagt:
Ich habe für dich gebetet,
dass dein Glaube nicht aufhört.*





Das Lebensschiff

Das Schiff aber war schon mitten auf dem Meer
und litt Not von den Wellen,
denn der Wind war entgegen.

Matthäus 14,24

Wie oft habe ich der Predigt meines Mannes gelauscht über die Jünger mitten im Sturm auf dem See Genezareth: Sie waren voller Angst, voller Panik. Sie hielten sogar ihren Freund und Retter für ein Gespenst! Dabei war er zu ihnen gekommen, um ihnen zu helfen.

Als ich am Anfang der Trauerzeit unter Schock stand, ging es mir nicht anders. „Mein Mann ist tot, mein Mann ist tot.“ Ein Dolch drang in mein Herz. Mein Lebensschiff wankte, Wasser drang ein. Ich sah nur noch meterhohe Wellen auf mich zukommen. Einen Retter konnte ich nicht erkennen.

Einen Platz am Tisch

Da schrien sie zum Herrn in ihrer Not,
und Er führte sie heraus aus ihren Ängsten.

Psalm 107,28

Ich lag auf dem Küchenboden und schrie zu Gott – zu dem Gott, der mir plötzlich so fremd war –, dass ich nicht herausfallen möge aus dem Schiff, aus der Gnade Gottes. In meinem Herzen sah ich einen Abendbrottisch, eine große Familie saß um ihn herum und für mich schien es keinen Platz mehr zu geben.



Ich bettelte: „Jesus, lass mich doch noch einen kleinen Platz bekommen, und wenn es ganz unten an der Ecke ist!“

Ein paar Tage später räumte ich den Schreibtisch meines Mannes ab und sortierte, was da herumlag. Ein weißes Blatt mit einer Überschrift fand ich – das sollte wohl sein nächstes Predigtthema werden.

Darauf stand mit seiner Handschrift geschrieben: „Da ist immer ein Platz am Tisch des Herrn für dich“. Nur dieser eine Satz.

Ekkehards letzte Predigt war nur für mich! In meinem Kampf mit den Wellen war das eine Ermutigung: Niemals kann man aus der Gnade Gottes herausfallen; bei ihm ist immer ein Platz, für jeden, der zu ihm kommt.

Wasser

Er stillte den Sturm,
dass er schwieg und die Wellen sich beruhigten.

Und jene wurden froh, dass sie sich legten,
und er führte sie an das erwünschte Gestade.

Psalm 107,29–30

Viele Trauerwellen umspülten mich in den nächsten Wochen und Monaten. In Zeiten der Trauer und auch in anderen Krisen gehen die Gefühle auf und ab, und man ist kaum fähig, Entscheidungen zu fällen. Da ist es gut zu wissen, dass Gott über den Sturm hinausblicken kann und Zeit und Stunde, ja, einfach alles in den Händen hält, bis wieder Stille einkehrt. Jeden Tag gab ich meinen Trauerschmerz bewusst in seine Hände.



Gott sorgt für die richtige Zeit und das richtige Tempo und er zieht uns wieder heraus, auch aus den tiefsten Wassern.

In diesen schweren Monaten war Wasser aber auch Labsal für meine Seele – wenn es warm war und gut duftete. Ich genoss die Zeiten in der Badewanne, unter der Dusche, im Schwimmbad, in der Sauna, im Meer. Das Leben hat so seine Widersprüchlichkeiten ...

Der ersehnte Traum

Eine große Hilfe waren mir die vielen Besuche und Gespräche im Christlichen Hospizdienst in Dresden. Neben kreativen Angeboten gab es viel Raum zum Reden und Austausch mit anderen Betroffenen und auch Zeit zum Lachen.

Hier lernte ich viel darüber, den heilsamen Schmerz der Trauer zuzulassen. Ich fühlte mich wie in einer ungeliebten Ausbildung, die ich aber nicht abbrechen durfte.

Man sagt, Trauer erlebe jeder anders, und doch sind oft ähnliche Phasen zu erkennen. Nach dem Schock, in dem man es nicht fassen kann, nicht wahrhaben will, wechseln sich in der zweiten Phase, der der aufbrechenden Gefühle, Ängste ab mit Einsamkeit, Hilflosigkeit, Wut und Verzweiflung. Es ist wie in einem Karussell, ach was, wie in der Achterbahn.

Die Trauer kam oft überfallartig; einmal saß ich am Steuer und musste rechts 'ranfahren und anhalten. Dann schüttelte mich die Trauer und das Weinen wollte nicht aufhören, vielleicht zwanzig Minuten lang.



Dabei spürte ich oft, dass Gott mir nahe war, und vernahm die tröstenden Worte aus dem Neuen Testament:

Selig sind die Trauernden;
denn sie sollen getröstet werden!

Matthäus 5,4

Wenn wir nicht trauern, können wir auch keinen Trost empfangen; das lernte ich in dieser Zeit: Gott will uns trösten, aber wir müssen es zulassen und die Trauer annehmen. Dann werden wir nicht darin steckenbleiben.

Die Trauerbegleiterin sprach ab und zu auch über das Träumen, dass es heilsam sein könne, und manchmal erzählten Teilnehmer, was sie geträumt hatten.

Eines Nachts träumte ich von Ekkehard: Er stand vor mir, in Lebensgröße, wie damals, als wir uns kennenlernten, lächelnd – nein, freudestrahlend! Ich war sprachlos. Nein, nicht wirklich sprachlos. Ich fuhr ihn an: „Was machst *du* denn hier?“

Ekkehard: „Ich *lebe!*“

Ich: „Wie, ‚Ich lebe!‘? *Ich* habe mich um alles gekümmert, um die Trauerfeier und das Haus, das Missionswerk und die Hinterbliebenenrente für uns alle. Ich hatte die ganze Arbeit – und *du* sagst, du *lebst*? Das musst du mir erst mal erklären.“

Ich war sauer, verstand die Welt nicht mehr! Wohl gemerkt, alles im Traum. Ganz wie ich Ekkehard von früher kannte, reagierte er fröhlich und geduldig: „... keine Termine mehr und nur noch relaxen ...“ – und dabei gingen wir eine Straße entlang. Da waren keine Fragen mehr, keine Vorwürfe, nichts!



Nur völlige Einheit zwischen uns beiden ... Ohne Worte sagte er mir, dass er sein Leben hat und ich das meine, und dass ich es schaffen werde.

Damit wachte ich auf. Seit Monaten lagen auf meinem Nachtschränkchen Stift und Papier bereit. Ich schrieb alles auf, um keine Einzelheit dieses kostbaren Traumes zu verlieren. Ekkehard war angekommen in den Armen Gottes.

*wir – ich
du hier – ich da
Wand an Wand, nebenan
und doch unerreichbar, getrennt*

Der Versorger und die Witwe von Nain

Trotz der Schwere in meinem Herzen erkannte ich bald den Herzschlag Gottes für die Verlassenen, die Zurückgelassenen:

Du bist der Waisen Helfer ...
... ein Vater der Waisen, ein Helfer der Witwen.
(aus den Psalmen)

Eine meiner Lieblingspredigten meines Mannes war über die Witwe von Nain. Im Lukasevangelium heißt es:

Und es begab sich am folgenden Tage,
dass er in eine Stadt namens Nain ging,
und mit ihm zogen seine Jünger
und eine große Volksmenge.



Wie er sich aber dem Stadttore näherte,
siehe, da wurde ein Toter herausgetragen,
der einzige Sohn seiner Mutter,
und sie war eine Witwe;
und viele Leute aus der Stadt begleiteten sie.

Lukas 7,11–12

Von der einen Seite kam der Zug des Todes und von der anderen der Zug des Lebens. Beide Züge trafen aufeinander, exakt zur richtigen Zeit. Jesus kam der Trauernden entgegen, aber nicht, um zu kondolieren.

Er stellte sich nicht hinten an der Schlange an, sondern er kam, um der Not zu begegnen, um zu helfen. Jesus kann jede Art von Not stoppen!

Lesen wir weiter:

Und als der Herr sie sah, erbarmte er sich ihrer
und sprach zu ihr:

Weine nicht!

Und er trat hinzu und rührte den Sarg an;
die Träger aber standen still.

Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf!
Und der Tote setzte sich auf und fing an zu reden;
und er gab ihn seiner Mutter.

Lukas 7,13–15

Und als der Herr sie sah

Kein Zweifel: Jesus sieht dich und mich! Und die arme Witwe bekam mit dem Sohn den – zur damaligen Zeit unentbehrlichen – Versorger zurück.



Soweit Ekkehards Predigt. Hier lag für mich der Schwerpunkt: Der Versorger.

Eine Freundin, die in den ersten Stunden nach der Todesnachricht versucht hatte, für mich den Überblick zu behalten, fragte mich nebenbei:

„Weißt du eigentlich, was jetzt für Kosten auf dich zukommen?“ Sie wusste, dass wir bisher nichts ansparen konnten für ein Begräbnis. In der größten Not fiel mir nur ein Satz ein: „Wenn Gott seinen Diener heimruft, dann muss er die Rechnung schon selber bezahlen.“

Und genau so habe ich es erlebt: Alle Friedhofs- und Bestattungsgebühren, alle Unkosten für die Feier, den Grabstein und sogar der anschließende Wellnessurlaub wurden mir geschenkt.

Ich danke allen Freunden, Nachbarn und Verwandten, die das möglich gemacht, dazu beigetragen haben. Und auch darüber hinaus. Die abgeschlossene Versicherung für unser neugebautes Haus griff nun und wir konnten somit in dem Haus wohnen bleiben.

Ein weiterer Aspekt, über den ich so manches Mal dankbar nachgedacht habe: Wären wir damals, zwanzig Jahre zuvor, im kirchlichen Dienst geblieben, hätten wir nach Ekkehards Tod auch noch Hals über Kopf das Haus und unser Umfeld verlassen müssen, also Schule, Freunde und Gemeinde – und dieses Gerüst hatten wir in der Trauerzeit bitter nötig!

Ein Umzug hätte uns definitiv mehr als überfordert. So aber können wir uns als Familie immer noch im vertrauten Heim und Garten treffen, das war und ist uns allen eine Freude und ein großer Segen.



Mein lieber Leser, lass auch du dich an dieser Stelle von Gottes Liebe umarmen und sei dir gewiss: Gott ehrt die Witwen und Waisen – oder, falls du keine Witwe oder Waise bist, lass dich erinnern. Er selber sagt:

Ihr sollt keine Witwen noch Waisen bedrücken.
Wirst du sie dennoch bedrücken und sie schreien zu mir, so werde ich ihr Schreien gewiss erhören.

2. Mose 22,21-22

Genau so haben wir es als Familie erleben dürfen: Gott sind die Witwen und Waisen nicht egal!

Er kümmert sich um sie – bis dahin, dass zum Beispiel die Lehrer unserem jüngsten Sohn Timotheus in der Schule wohlwollend begegnet sind, ihm viel Verständnis entgegenbrachten für seine Trauer.

Oder dass Christen uns beschenkt haben, so dass unsere Kinder alle die Fahrschule bezahlen konnten.

So einiges könnte ich aufzählen, wie wir unter dem Schutz des Höchsten beschirmt waren und leben, lachen und trauern konnten, ohne Bedrängnisse von außen erleben zu müssen.





7 Ohne Papa, ohne Mann

Mein Lebensmuster

„Ach, *du* bist die tapfere Frau! Ich kenne doch noch deinen Mann – und überhaupt, darf ich dich umarmen? Was du alles ausgehalten hast, das kann man sich nicht vorstellen. Ich bete für dich, dass für dich nun ein neues Kapitel eröffnet wird.“

So wurde ich von einer netten Dame begrüßt. „Ein neues Kapitel“ – das hallte in mir lange nach. Aber ich wusste, dass man dafür etwas tun muss: Man muss das alte Kapitel abgeben.

Abgeben, ja, aber wie? Das fragte ich mich monatelang. Manchmal hat man ja das Gefühl, dass man sich im Kreis dreht, weil Erlebnisse und Erinnerungen wieder und wieder an einem vorüberziehen. Man läuft wie in einer Spirale; dabei kommt man wie regelmäßig an einem negativen Gedanken vorbei oder an Angstgefühlen, einer blutenden oder vernarbten Wunde und denkt nur: „Das kenne ich doch schon.“

So erging es mir wochenlang, bis ich verstand: Ich habe die Wahl, ich kann mich entscheiden – entweder ich drehe mich weiterhin um mich und meine Probleme, oder aber ich trete trotz meiner Ängste einen Schritt heraus aus diesem Kreis.

Mein altes Kapitel abgeben, ganz abgeben – dazu musste ich mir erst einmal eingestehen, dass ich verschiedene Lebensmuster aus meiner Herkunftsfamilie einfach in meine Ehe übernommen hatte.



Zum Beispiel, dass man alles tut, damit der Partner gute Laune hat, damit es *ihm* gut geht. So war ich immer da gewesen für meinen Mann, immer ansprechbar. Wir haben uns beraten und miteinander gebetet, zusammen geweint und gelacht.

So schön und gut und richtig es ist, wenn Eheleute sich einander mitteilen: Leider habe ich all das, worin mein Mann feststeckte, kaum „von außen“ betrachten können, ich war zu tief in ihm verankert. Ich hatte keine eigene Arbeit, keine eigenen Pläne. Meine Leidenschaft war, ihm den Rücken zu decken und ihm Unangenehmes abzunehmen, so machte ich ganz selbstverständlich die ganze Büroarbeit.

Ich bin ein initiativer Typ und in meinem Kopf kreisen oft allerhand Ideen, was man gestalten oder erleben könnte. So bin ich schnell zu begeistern, aber auch ein hervorragender Team-Mensch. Deshalb war es für mich keine Frage, die Freude an der Mission mit meinem Mann zu teilen und sogar die Wickelkinder mitzunehmen auf die abenteuerlichen Reisen in den Osten.

Bevor etwas scheiterte oder zusammenbrach, stellte ich lieber mein eigenes Interesse in den Hintergrund. Vor lauter Schützenhilfe kam ich nicht dazu, an meine eigenen Grenzen zu denken.

Als Kind wurde ich nicht selten kritisiert und „gedeckelt“. Mein Mut, mich kreativ zu betätigen und einfach mal was auszuprobieren, wurde nicht explizit gefördert. So erlebte ich in den ersten zehn Ehejahren meinen Mann als den Stärkeren, er spornte mich an und ermutigte mich.



Er verhalf mir zu einem stabilen Selbstwertgefühl; das war mir nicht in die Wiege gelegt worden.

Vieles konnte ich von Ekkehard lernen; ich bewunderte seinen Mut und seine Unerschrockenheit. Jedoch musste ich bald feststellen, dass er über bestimmte Themen gar nicht reden wollte oder konnte. Prora zum Beispiel; die meisten Informationen aus jener Zeit habe ich von Freunden erfragt und von Artikeln übernommen.

Um nachzuhaken und zu fragen, warum das so war, dazu war kaum Zeit. Es war immer so viel zu tun.

Das Geschehen aus Sicht meiner Kinder

Nun freue ich mich, euch auf den folgenden Seiten meine Kinder vorstellen zu können. Wie ist es ihnen eigentlich ergangen in all den Jahren? Was hatten sie für Gefühle oder gar Ängste?

Sie haben ihre Sicht auf die Krankheit und Trauer aufs Papier gebracht. Dazu gehört viel Mut. Ich bin begeistert von ihnen. Lassen wir sie jetzt zu Wort kommen:

Josua: „Mein Papa war ein anderer Mensch“

Auf der Suche nach mir selbst fand ich zu meiner Überraschung jemand ganz anderes. Aber fangen wir von vorn an ...

Aufgewachsen bin ich in einem unglaublich spannenden Umfeld. Meine Kindheit bestand zum großen Teil aus Reisen – nach Russland, Ukraine, Weißrussland, England und noch so einiges mehr. Jeden Tag habe ich neue Geschichten erlebt, Neues gesehen. Meine Eltern sind Missionare gewesen.



Und somit waren wir wie Helden, so empfand ich das jedenfalls. Beinahe täglich wurden Menschen geheilt und fanden den Weg zu Gott. Ich erlebte Geschichten wie die Heilung von Speiseröhrenkrebs, die Befreiung von Alkoholsucht, Menschen können wieder laufen oder hören, Unfruchtbare bekommen ein Kind... Andere wurden seelisch geheilt und Familien fanden wieder zusammen.

Als Kind fiel es mir sehr leicht zu glauben, dass so etwas normal ist. *Gott* war für mich gleichbedeutend mit *Wunder*.

Mit sieben Jahren kam ich in die erste Klasse, aber meine Einschulung war anders. Wir waren gerade in der Ukraine; wir saßen im Wohnwagen und meine Mama erklärte mir, jetzt fange für mich die Schule an.

Anderthalb Jahre lang war meine Mama meine Lehrerin, dann ging ich ganz normal in Deutschland zur Schule – und im Nachhinein kann ich sagen: Die *Schule zu Hause* war die Einzige, die mir gefallen hat! Dazu später mehr.

Für mich kam der Wechsel mit Papa ganz unerwartet: Wir zogen nach England, um dort Englisch zu lernen, und in dieser Zeit erkrankte er an einer Depression – und war von einem Tag auf den anderen ein anderer Mensch!

Für jemanden, der so etwas nicht erlebt hat, ist es sicher schwer nachzuvollziehen, was das bedeutet. Ich war völlig durcheinander, alles war anders: Mein starker Papa, der alles konnte und immer gekämpft hatte, war wie tot. Er weinte ständig, war total aufgelöst.



Ich wollte ihm so gerne helfen, aber ich konnte nicht. In mir war eine Wut, eine Wut auf die Leute, die ihn nicht mochten und ihn im Stich ließen. Aus meiner kindlichen Perspektive waren sie schuld daran, dass er jetzt krank war.

Über viele Jahre hinweg hat er sich durchgebissen und mühsam um jedes Lächeln gekämpft. Jeder Ausflug, ja, jede Bewegung war eine Herausforderung.

Wir Kinder lernten, lautlos durchs Haus zu schleichen. Papa gab sich sehr viel Mühe, für uns da zu sein, und er hat wirklich alles getan, was in seiner Macht stand, um uns zum Erwachsenwerden zu verhelfen.

Doch es hat nicht gereicht – mal abgesehen davon, dass es niemals reichen würde, was ein Vater tun kann, denn alle Väter sind eben nur Menschen.

Besonders in meiner Schulzeit versuchte ich ständig, mich zu profilieren. Das ist erst einmal nichts Ungewöhnliches; in einem gesunden Maß macht das jeder junge Mann. Mein Problem dabei war nur, dass ich zu Hause schon bald nicht mehr echt sein konnte.

Seit „England“ gab es mich oftmals gar nicht – jedenfalls nicht so, wie ich es mir gewünscht hätte, denn alles und jeder musste sich anpassen an die Stimmung meines Papas. Das versuchte ich auszugleichen, frei nach der Devise: „Bist du härter als die anderen, dann siegst du überall und über jeden!“

Anfangs hatte ich in der Schule Mitleid gehabt mit den Kindern, die verprügelt wurden; aber nun zwang ich mich, nach Prügeleien nicht mehr zu weinen.



Stück für Stück versuchte ich, mich zu verändern, um zu den Menschen in meinem Umfeld zu passen.

Mein Papa konnte mir in dieser Zeit nur wenig helfen; erschwerend kam dazu, dass ich mehrmals die Schule wechseln musste – entweder wir zogen um oder die Schule wurde geschlossen –, und jedes Mal ging der Kampf von vorne los.

In mir tobte ein heftiger Kampf: Ich habe doch diesen Gott *erlebt*, ich habe doch *gesehen*, wie meine Eltern gelebt haben, und die ganzen Wunder und diese Liebe, die mein Papa für andere Menschen hatte. Das wollte ich auch! Aber ich wusste nicht, wie ich drankommen sollte. Gleichzeitig habe ich nur versucht zu überleben. Welch ein Gegensatz: meine Härte und die Gottesliebe, die ich erlebt hatte!

Ich wurde zum Wrack meiner selbst. Ich wusste nicht, wer ich bin: Hart oder weich? Stark oder schwach? Klug oder dumm? In all diesen Identitätskonflikten zog ich mich aber nicht zurück, im Gegenteil: Ständig versuchte ich, der Anführer zu sein, alles und jeden kurz und klein zu halten – und gleichzeitig irgendwie zu lieben.

Meine Klassenkameraden konnten oft nichts mit mir anfangen, denn ich war nie echt. Von zu Hause, von meiner Freizeit habe ich ihnen fast nie erzählt, das war für diese Welt zu weich, „echt peinlich“ ... Wenn meine Eltern mich nach der Schule fragten, antwortete ich nur: „Es war gut.“ Denn was ich in der Schule erlebte, das war für zu Hause zu hart, zu unchristlich.

So wurde ich neunzehn, und plötzlich flog mir die Welt um die Ohren – ein Sonntag, und alles war anders!



Von einem Tag auf den anderen war ich ein freier Mensch, ich konnte machen, was ich wollte. Es gab keine Einschränkungen mehr, keine Rücksichtnahme wegen der Krankheit. Warum? Mein Papa war in den Himmel gegangen.

Warum ich zuerst schreibe, dass ich Freiheit verspürt habe? Am Todestag war ich über mich schockiert, dass ich gerade jetzt solche Gedanken hatte, wo doch gerade mein Vater gestorben war.

Von Anfang an sagte ich, ich sei zum einen froh und zum anderen traurig. Natürlich war ich sehr traurig, dass mein Papa nun für immer von uns gegangen war, aber meinen Papa hatte ich schon Jahre früher verloren, an die Krankheit. Diese Krankheit machte mich wahnsinnig! So oft betete ich zu Gott, er solle doch irgendwas tun, Hauptsache, diese klebrige Krankheit geht weg.

Nun war sie also weg und in meinem Leben kam ein neues Gefühl auf. Bis dahin hatte ich mich taub gemacht für die Realität und versucht, der zu sein, den andere haben wollten; jetzt sah ich, dass ich ein *Niemand* bin.

In Deutschland kannten einige den Namen Kreuzritter durch den Reisedienst meines Papas; um Pluspunkte zu sammeln, stellte ich mich also immer mit meinem Familiennamen vor. Aber das funktionierte jetzt nicht mehr, denn mein Papa war tot und die ganzen tollen Geschichten gehörten der Vergangenheit an.

Auch Gott war irgendwie weg, so dachte ich zumindest. Ich konnte keine Wunder mehr sehen; alles war nur grau. Keine Wunder, kein Gott? Das war eine gute Frage, aber ich hatte keine Antwort darauf – nur das Erlebnis mit meinem Papa und der Krankheit.



In dieser Zeit habe ich beschlossen: Ich will Gott kennenlernen! Ich wollte wissen, warum mein Papa niemals aufgegeben hat. Diesen Gott, den Gott meines Papas, wollte ich endlich selber kennenlernen. Ich wollte eine persönliche, eine eigene Gottesbeziehung und nicht eine über Dritte – die wollte ich jetzt suchen.

Ich konnte nur eines: andere beeindrucken, und genau so habe ich es auch bei Gott probiert – ich wollte der krasseste Evangelist werden, den die Welt jemals gesehen hat. Überhaupt wollte ich für Gott alles tun, um seine Aufmerksamkeit zu erlangen. Doch irgendwie gelang mir das nicht.

Über viele Jahre hinweg wurde ich begleitet von vielen starken Männern und Frauen Gottes. Sie zeigten mir, was Gnade bedeutet, wie Gott mich formen will und dass er der Einzige ist, der mit meinem Stolz fertig wird. Nur er ist in der Lage, mein Herz so zu verändern, dass es ihm die Ehre gibt.

Bleibt noch die Frage nach dem Warum. Ich habe nicht die Antwort bekommen, die ich haben wollte – als Erstes hat Gott mich gefragt, ob er mir diese Frage wegnehmen darf. Das habe ich gar nicht verstanden, denn davon habe ich doch keine Antwort!?

Irgendwann wurde mir klar: Wenn ich keine Frage habe, brauche ich auch keine Antwort. Dann ging Gott noch einen Schritt weiter und zeigte mir: Er selber ist die Antwort! Das war nun wirklich nicht mehr nachzuvollziehen; viele Monate lang habe ich immer wieder gefragt, was das bedeuten soll.

Also ich versuche es mal ...



Jesus ist für mich die Antwort auf alles, weil ich ihm mein Leben gegeben habe. Jede Not, die an mich herantritt, ob es aktuelle Krisen sind oder die plagenden Gedanken „Was, wenn meine Frau oder meine Kinder sterben?“, all diese Not kann ich mit meiner Kraft nicht bewältigen – das habe ich mit neunzehn ja überdeutlich mit ansehen müssen.

Darum ist in mir jetzt ein sehr tiefes Vertrauen auf Gott, ganz gleich, wie das Ergebnis hier auf der Erde aussieht. Mein Ziel, das ewige Leben, steht unverrückbar fest – durch Jesus Christus allein. Meine Umstände kann ich oft nicht ändern, nur Gott kann das. Das Einzige, was ich als Mensch laut Bibel wählen darf, ist der Platz, an dem ich meine Ewigkeit verbringe; der Rest steht in Gottes Hand.

Heute weiß ich, wer ich bin: Ich bin ein Kind Gottes und egal, wer danach fragt: Jeder soll es wissen! Das Gleiche gilt für die Liebe, das Leben, die Hoffnung – all das und vieles mehr, alles nehme ich aus der Hand Gottes. Ich muss mich mit niemanden darum prügeln, im Gegenteil: Ich darf es mit vollen Händen verschenken.

Ich habe nicht mich gefunden, sondern Jesus, und durch ihn *bin ich*. Das wünsche ich dir auch!

Susanna: „Seinen Blick auf Jesus verlor er nicht“

Kurz vor meinem 18. Geburtstag endete das Leben meines Vaters, er nahm es sich selber weg. Natürlich ist das kein gutes Ende, aber in seinem Leben und Wirken war mein Vater mir dennoch ein Vorbild und ich denke gern an die Zeit mit ihm zurück.



Viele seiner Kämpfe blieben scheinbar erfolglos, zum Beispiel der Kampf gegen seine Krankheit. So vielen Menschen konnte er ein Segen sein, doch er selbst litt weiterhin daran.

An die Zeit vor der Depression und den Kontrollzwängen kann ich mich kaum erinnern. Es begann, als wir für eine Weile in England lebten. Keine schöne Zeit! Die Zwänge empfand ich oftmals als sehr belastend, da ich sie schwer ignorieren konnte. Natürlich hing beides zusammen, und ich überlegte mir gut, was ich zu Hause erzählte, denn ich wollte ja keine neuen Sorgen auslösen. So haben wir schon als Kinder gelernt, Rücksicht zu nehmen – im Prinzip ist das ja nicht verkehrt, aber immer öfter war es eine Belastung.

Manchmal wünschte ich mir, seine Gedanken wären in meinem Kopf, denn ich war der Meinung, mir fiel es leichter, diese Stimmen zu ignorieren, als ihm.

Heute weiß ich: Es ist nicht leicht, solche Ängste und Sorgen zu ignorieren.

Vaters Krankheit war immer da. Aber noch etwas war auch immer da: sein Kämpfergeist und seine Liebe zu Jesus. Mein Papa war kein Sonntagschrist. Er hat seinen Glauben mit jeder Faser gelebt und geliebt, lebte uns Kindern eine ehrliche Beziehung zu Jesus vor.

Wenn ich für etwas sehr dankbar bin, dann das: Von Papa habe ich gelernt, dass Gott immer an meiner Seite steht und dass er mich liebt. Egal, wie schlecht es ihm im Moment ging – seinen Blick auf Jesus verlor er nicht und auch nicht seine Leidenschaft zu predigen.



Gegen Ende seines Lebens wurde die Krankheit immer übermächtiger. Gelegentlich bekam ich mit, dass er Angst hatte, er könne sich etwas antun. Er *wollte* sich nicht das Leben nehmen – aber im Dezember 2010 kam es dann doch so.

Die Zeit nach seinem Tod war eine aufwühlende Zeit, eine Zeit voller Trauer und Abschied – und auch Verunsicherung, war ich doch der Auffassung, dass ich als Kind Gottes so etwas nicht erleben müsse.

Bald machte sich in mir eine Angst breit, dass weitere Menschen sterben könnten. Mein bedingungsloses, kindliches Gottvertrauen war nicht mehr da. Ich glaubte nicht mehr, dass Gott hilft.

So begann ich, mich immer sehr bewusst zu verabschieden; ich hatte immer das Gefühl, dass ich die Person zum letzten Mal sehe. Diese Angst steigerte sich schnell so weit, dass ich abends genau horchte, ob im Nebenzimmer vielleicht jemand aus dem Hochbett fällt und sich das Genick bricht!

Irgendwann konnte und wollte ich diese Angst nicht mehr ertragen und bat eine befreundete Jugendleiterin um Hilfe: „Kannst du für mich beten?“

Ja, dazu war sie sehr gerne bereit, aber ich sollte selber Gott um eine Antwort, eine Lösung bitten. Das war für mich eine Überraschung! Ich hatte damit gerechnet, dass sie mir jetzt schnell eine Antwort gibt.

Nun gut, wir beteten gemeinsam und ich fragte Gott, warum alles so enden musste, wo denn ER in der Situation war und warum er es zulässt, dass nun auch ich daran scheitere.



Ich wollte wissen, warum er mein Herz hatte zerbrechen lassen. In diesem Gebet hat Gott mir klar gezeigt, dass er mich nie allein gelassen hat: Mein Herz ist zerbrochen, ja, aber er hat alle Einzelstücke aufgehoben und wird sie zusammensetzen. Die Narben und Verletzungen werden erkennbar bleiben, doch sie sind kein Makel; vielmehr werde ich dadurch ein Segen sein können.

Mich beschäftigte auch die Frage, warum es meinem Vater so schlecht ging, obwohl er so viel für Gott getan hatte. Er sah ja seine größte Lebensaufgabe darin, Menschen von Gott und seiner Liebe zu erzählen!

In diesem Gebet hat Gott mir gezeigt, dass er auch meinen Vater nie im Stich gelassen hatte. Meinem Vater ging es sehr schlecht, er fühlte sich oft so schwach – und dennoch konnte Gott durch ihn Großes bewirken!

Vor jenem Gebet hätte man mir all das sagen und erklären können, aber ich hätte es nicht in mein Herz hineingelassen. In diesem Moment aber hat Gott diese Gewissheit mir direkt ins Herz geschrieben. Ab diesem Zeitpunkt waren meine Ängste verschwunden und ich durfte neu das Vertrauen lernen, Vertrauen auf Gott und sein Wirken.

Ich denke nicht mehr, dass Gott immer alles so tut, wie ich mir das gerade vorstelle. Einiges werde ich auch weiterhin nicht verstehen; doch ich bin mir sicher: Er will immer das Beste für mich, und er sieht das große Ganze.

Ein Geschenk hat mir Gott sofort gemacht, als mein Papa starb: Er hat mir eine unglaubliche Sicherheit gegeben, dass ich ihn im Himmel wiedersehen werde. An dieser Gewissheit konnte nichts rütteln!



Mein Vater hat viel investiert, leider konnte er nicht immer alles sehen und empfinden, was dadurch bewirkt wurde. Aber ich sehe an unserer Familie und besonders an uns vier Kindern, dass wir jetzt davon profitieren dürfen. Vor allem von seiner Klarheit, mit der er zu Jesus stand.

Benaja: „Du kommst nicht zu kurz!“

„Du kommst nicht zu kurz!“ Das war der Kommentar meiner Mama, wenn eines von uns Kindern das Gefühl hatte, nicht das Gleiche zu bekommen wie der andere.

Aufgewachsen mit drei Geschwistern, bin ich vor allem immer gesegnet gewesen mit echten Freunden. Durch unsere vielen Reisen kannte ich kaum Freundschaft zu Gleichaltrigen aus der Nachbarschaft oder dem Kindergarten, aber wir vier verbrachten zwangsläufig jeden Tag miteinander. Während ich das schreibe, bin ich überwältigt davon, was für ein Segen das ist!

Nicht die Streitigkeiten und Differenzen kommen mir als Erstes in Erinnerung, sondern die Einheit und die Abenteuer, die wir gemeinsam erlebt haben. Unsere Eltern nannten uns nicht „süße Mäuse“, sondern „starke Löwen“. Das hat uns geprägt: Seid keine Opfer von Umständen, sondern seid starke Kämpfer!

In einer meiner letzten Begegnungen mit meinem Vater hat er mich umarmt und gesagt: „Du bist ein toller Mann!“ Was könnte stärker wirken als so ein Zuspruch des Vaters?

Ich bin mir wohl bewusst, dass auch in meiner Familie nicht alles perfekt war.



Aber das, was wirklich gut war, das möchte ich feiern! Meine Eltern waren wirklich gut darin, unsere Herzen „starkzusprechen“, uns mit ihren Worten stark zu machen.

Der Grund, warum wir auch nach dem Tod unseres Vaters weiterleben können, ist der Zuspruch Gottes auf unserem Leben – zunächst vermittelt von unseren Eltern, später aus der eigenen Beziehung zum Heiligen Geist. Er spricht über uns aus, dass wir keine Opfer sind, sondern geliebte und mutige Kinder.

Viele Entscheidungen in meiner Kindheit habe ich getroffen, weil mein großer Bruder es so machte. Ich wollte es ihm gleichtun und überall dabei sein. Weil ich nichts verpassen und nicht zu kurz kommen wollte, richtete ich mich oft aus an dem, was mir vorgelebt wurde. Das ist leicht; und anhand des Ergebnisses kann man überlegen, ob man es auch so machen will.

Dazu möchte ich eine kleine Begebenheit schildern: Wenn wir als Familie im Restaurant waren, durften wir uns immer ein Getränk auswählen, nur eines, und das musste dann für die gesamte Zeit reichen. Dabei habe ich immer beobachtet, wie mein Bruder es sich einteilte.

Meistens hat er es geschafft, dass noch die Hälfte im Glas war, wenn das Essen kam, während meines anfangs nach wenigen Minuten leer war. Also beschloss ich, es ihm nachzumachen, und erhielt die gleichen Resultate.

Irgendwann kam der Zeitpunkt für wirklich große Entscheidungen, und ich war immer noch darauf aus, es meinem Bruder nachzumachen.



Seine Ausbildung zum Tischler lief erfolgreich; er hatte Gelingen, Gunst bei seinem Chef, Freude an der Arbeit. So machte ich zwei Praktika in Tischlereien und bewarb mich mit dem Abschlusszeugnis der zehnten Klasse bei mehreren Betrieben. Es herrschte Fachkräftemangel, mein Zeugnis war wirklich gut, meine Praktika waren mit „Sehr gut“ bewertet worden, und in einer großen Tischlerei meinten die Angestellten, ich solle mich unbedingt bewerben.

Aber für mich schien es keinen Weg zu geben, eine Ausbildung in diese Richtung zu starten. Ich erhielt eine Absage nach der anderen! Ja, es war an der Zeit, eigene Entscheidungen zu treffen.

Rückblickend kann ich sagen, dass ich wirklich dankbar bin, auch dafür, dass Gott mich davor bewahrt hat, mein Leben lang meinen Bruder oder andere Menschen zu kopieren. Besonders in der Zeit der Trauerbewältigung habe ich erkannt, dass Jesus für jeden Einzelnen von uns einen individuellen Plan hat. Er freut sich auf ein Abenteuer mit uns und will, dass wir wirklich glücklich und erfolgreich sind. Wir kommen nicht zu kurz!

Da, wo wir uns von unseren Eltern immer die gleiche Behandlung gewünscht haben, uns danach sehnten, das zu bekommen, was der andere bekommen hat, da hat Gott etwas ganz Spezielles für einen jeden von uns.

Er will uns nicht einfach gleich behandeln. Er weiß, was jeder Einzelne benötigt und welcher Weg zu unseren Stärken und Leidenschaften passt. Er ist für uns, und er ist in der Lage, aus dem, was wir ihm geben, etwas Wunderschönes zu formen.



Timotheus: „Warum tust du uns das an?“

Das war mein erster Gedanke, als ich meinen Papa tot auffand. Damals war ich 14 Jahre alt und mir war nicht bewusst, welche Auswirkungen seine Krankheit, die von außen ja nicht sichtbar war, haben konnte.

Als Jüngster der Familie erlebte ich die Depression meines Papas immer als „Normalität“, ich kannte ihn ja nicht anders. Ich hatte das Ausmaß, die Tragweite der Erkrankung nicht verstanden, denn über die Krankheit wurde kaum gesprochen, eher dafür gebetet. Deshalb fragte ich mich: „Warum nimmt er sich das Leben?“

Erst als ich älter wurde, verstand ich nach und nach das Krankheitsbild und welche Veränderungen bei meinem Papa damit einhergegangen waren.

Ich bin dankbar und stolz, dass trotz dieser Umstände Gott in unserer Familie der Mittelpunkt war. Dies ist für mich ein Fundament, auf das ich jetzt aufbaue: Ich habe verstanden, dass trotz Schicksalsschlägen und Verlusten Gott mit einem jeden von uns einen Plan hat.

Nach dem Tod meines Papas war für mich das Schlimmste, meine Mama und meine Geschwister so traurig zu sehen. Ich selbst brauchte erstmal Zeit, um zu realisieren und zu verarbeiten, was geschehen war. Mir half es, über das, was mich beschäftigte, mit meiner Familie zu reden und es vor Gott zu bringen. Es ist wichtig zu verstehen, dass jeder individuell seine Trauer verarbeitet.



Dankbarkeit

Ich danke meinen Kindern für ihre Beiträge – es ist eine große Leistung, ein so tiefgreifendes, einschneidendes Erlebnis wie den Verlust des Vaters samt der eigenen Reaktion darauf einer völlig unbekanntem Leserschaft mitzuteilen. Ihre Schilderungen sind eine wichtige Ergänzung, ohne sie wäre dieses Buch nicht vollständig.

Es hat mich sehr bewegt, die ehrlichen Gedanken in den Berichten meiner Kinder zu lesen. Jedes hat eigene Erfahrungen gesammelt, jeder Einzelne ist so wertvoll.

Sehr oft hat Ekkehard gesagt, wie stolz er auf seine Kinder ist und dass er es bedauert, dass er nicht immer Kraft für sie hat.

Ich weiß, dass er bis zuletzt mit sich gerungen hat und wie unendlich traurig er war, dass er nicht mehr richtig für uns sorgen konnte. Was müssen das für Qualen gewesen sein! Niemand kann diese Kämpfe nachempfinden, der so etwas nicht erlebt hat.

Ja, er hat sehr mit sich gerungen, bis zu dem Tag, „als sich Himmel und Erde in unserem Haus berührt haben“, wie ich gern sage.





8 Aufbruch in ein Neues



*Ich hasse das Warten,
das Aushalten, das Suchen ...
Aber ich halte geduldig Ausschau
und halte damit das Aushalten aus.*

August 2013 – „Ich liebe es, die Füße zu waschen!“

Wir sind im Urlaub in Thüringen, zu fünft in einer gemütlichen Hütte in den Bergen. Alle Kinder sind noch einmal mitgekommen. Die Jungs spielen am Bach, bauen einen stabilen Staudamm. Ich genieße den Anblick, alles wirkt fast wie früher. Großartige vier Kinder sind mir geschenkt worden!

Aber ich weiß auch: Nach dem Urlaub gibt es einen weiteren Einschnitt – wie schon seine Geschwister wird nun auch der älteste Sohn, Josua, das Haus verlassen. Er freut sich auf sein neues Leben in der Großstadt, das ist auch gut und richtig so.

Damit verstärkt sich aber mein inneres Drängen, nun endlich aus meiner Arbeitslosigkeit herauszukommen. Wochenlang ringe ich um eine klare Richtung, suche nach einem Arbeitsplatz ...

Schon viele Monate bin ich auf der Suche nach meinem neuen Lebensweg. Vergeblich.



Nun sitze ich wieder einmal in meiner Küche und klage Gott meine Not, dass ich keine Arbeit finden kann, und es sei doch nun endlich Zeit dafür ...

Da höre ich Worte in meinem Herzen: „Ich liebe es, Füße zu waschen.“ Das lässt mich aufhorchen! Da gibt es doch eine Bibelstelle im Neuen Testament, wo Jesus den Jüngern auf diese Weise dient! Was hat das wohl für mich zu bedeuten?

Sofort suchte ich im Internet und fand Praxen für Podologie (medizinische Fußpflege), die Interesse an mir und meiner Arbeitskraft hatten, und dazu eine berufsbegleitende Schule. Jetzt gab es nach längerem Warten und Ausharren offene Türen, durch die ich gehen konnte.

So habe ich mit Mitte vierzig noch einmal die Schulbank gedrückt und mich auf das neue Leben eingelassen.

Jetzt bin ich gespannt, wohin meine weitere Reise noch geht. Das Morgen kenne ich nicht, aber ich kenne einen Gott, der für die richtige Zeit sorgt und das richtige Tempo und der eine Tragödie in einen Triumph verwandeln kann.

Er hat mich aus den tiefsten Wassern wieder herausgezogen und die Trauer Schritt für Schritt in Freude und neue Hoffnung verwandelt.



Juni 2019 – Lebensfreude

Es ist heiß, sehr heiß sogar. Ich bin dankbar an diesem wundervollen Sommertag. Das Leben ist traumhaft schön, wenn man die Hochzeit seiner glücklichen Kinder mitfeiern kann.

Wir sind in einem romantischen Schloss mit Schlossgarten in der Nähe von Bautzen, im Osten von Sachsen. Beinahe einhundert Gäste haben sich eingestellt. Alle freuen sich, sind schick gekleidet, haben ein Lächeln im Gesicht – aber ich, ich strahle förmlich. Mein Sohn! Die Dankbarkeit leuchtet aus meinen Augen. Ich darf stolz sein auf euch!

Ich habe mir ein neues elegantes Kleid gekauft und einen passenden Hut dazu. Das war schon im letzten Jahr vor der Hochzeit des anderen Sohnes – ich fand ein blaues Kostüm, ein dänisches Modell, mit einem lässigen Sommerhut.

Nun feiern und tanzen wir wieder, genau ein Jahr später. Als gegen Abend ein kurzer Sommerregen auf die Gäste fällt, rennt die Braut durch den Garten und tanzt überaus glücklich durch den Regen. Was für ein eindrückliches Bild!

Wir warten vor dem großen grünen Scheunentor. Es ist verschlossen, in der Feierscheune wird das Hochzeitsmahl vorbereitet. Wir erzählen, lachen, fotografieren wie wild und genießen die Ruhe und den Frieden unter den Gästen. Die Kinder spielen im großen Schlossgarten.

Dankbar schweift mein Blick über all die kostbaren Freunde und Verwandten.



Da öffnen sich die schweren Tore und das Brautpaar erscheint mit einem strahlenden Lachen, wirft Blumenkonfetti auf die geladenen Gäste und eröffnet den Abend. Wir treten näher und bestaunen die liebevoll gedeckten Tische, die Dekoration und die romantischen Lichter. Alles ist so stilvoll, fast himmlisch. Ja, so ähnlich stelle ich mir den Einzug in den Himmel vor, wenn wir eines Tages von dieser Erde gehen.

Ich kann nicht anders und binde die Gedanken in meine Hochzeitsrede mit ein. Nicht nur einmal sagte ich zu meinem Sohn: „Dein Papa ist stolz auf dich, auch wenn er nicht mehr unter uns weilt.“

Jemand schrieb mir einmal: „Doch was heißt sterben? Der uns verlässt, ist immer noch da, er ist nicht so weit weg, wie man manchmal denkt. Der Tote ist nur nebenan oder bloß auf der anderen Seite des Weges.“ Man kann und darf sich erinnern und mit ihm reden, er bleibt für immer das, was er einmal für uns war, bis wir uns hoffentlich eines Tages wiedersehen.

Man hat mich gefragt, wie ich das meine, das mit dem Reden und Sich-erinnern. Ich würde das so beantworten: Untersuchungen haben gezeigt, dass Trauernde ihre Beziehung zum Verstorbenen weiterführen, jeder auf seine Weise. Auch nach zehn Jahren ist die Beziehung noch nicht zu Ende. Wir lassen zwar den äußeren Menschen los, den Leib und das gemeinsame Leben mit ihm, nicht aber die geliebte Person. Es bleibt eine Herzensverbindung – und so ist es etwas Normales und Natürliches, in Gedanken mit dieser Person zu sprechen. Denn die Liebe vergeht niemals.



Der Schmerz vergeht irgendwann, aber die Liebe bleibt.

Warum sollte ich eine Person doppelt begraben, erst den Toten und dann auch die Erinnerung? Nein, mit Ekkehard gab es so viele wertvolle Dinge und Erlebnisse, die haben uns alle begleitet und geformt. Das wollen wir nicht begraben, sondern uns immer mal wieder dankbar daran erinnern – oder auch im Herzen mit ihm reden.

Krisen sind Chancen

Niemand mag Krisen, keiner verlässt gerne das Gewohnheit und Angenehme. Wenn wir aus der Komfortzone herauskommen, dann deshalb, weil es uns „erwischt“ hat.

So hat es mich und uns erwischt. Es ist ja bekannt, dass Menschen ohne Krisenerfahrung niemals glücklicher sind als jene, die eine durchgestanden haben. Das kann ich sehr wohl unterstreichen.

Die wirklich gute Nachricht: Man kann erstaunliche Krisen überleben, man kann erstarken dabei. Aber als ich mittendrin war, wollte ich nur davonlaufen! Eigentlich wissen wir es doch besser: Wenn wir als Eltern unsere Kinder vor allem bewahren, werden diese niemals selbstständig.

In jener besonderen Zeit wurde mir bewusst, was wirklich wichtig ist und was nicht weiterhilft. Ich ging mit dem Rotstift an meine Freundesliste und an meine Zeitplanung: Was mir nicht mehr zum Guten diente, habe ich strikt gelassen.



Man hat mich gefragt: „Warst du wirklich nie sauer auf Gott? Warum nicht?“ – Tief in mir war die Gewissheit, dass ein früher Tod, Krisen oder Plagen nicht Gottes Idee sind, und dass Gott prinzipiell und grundlegend *gute* Gedanken über uns hat. Gott hat sehr gute Augen und er sieht mich und dich; er sieht auch das, was wir nicht sehen oder verstehen.

So konnte ich das, was ich nicht verstanden habe, einfach in Gottes Hände legen. Für mehr reichte meine Kraft nicht.

Eine andere Frage erreichte mich per Post. Es ist ja gerade unter Christen ein sehr heikles Thema, wenn sich jemand das Leben nimmt; sicher haben viele Hinterbliebene mit der Frage zu kämpfen, ob ihr Mann oder Kind – oder wer auch immer – jetzt verloren ist? Und nun die Frage: „Kannst du sagen, dass du Frieden und Gewissheit hast darüber, dass du deinen Mann wiedersehen wirst?“

Ich habe tiefen  Frieden und Vorfreude auf ein Wiedersehen. Ein Kommunist sagte einmal: „Wenn die Christen recht haben, sind wir die Geleimten.“

Auf Ekkehards Grabstein stehen Worte aus dem Brief des Paulus an die Christen in Rom; mein Sohn Benaja fand diesen sehr passenden Vers am Tag nach dem Tod: „NICHTS kann uns von der Liebe Gottes trennen.“ Nichts und niemand!

Gott ist viel größer und gerechter, als wir das je fassen können.



Mein Schlüssel in dieser Frage war, *dennoch* festzuhalten, trotz wankender Gefühle oder Zweifel. Und ich bin nicht enttäuscht worden.

Ja, es gibt leider krasse Brüche im Leben. Es gibt gerechte und gute Menschen, die leiden, während der Ungerechte sich an guten fetten Speisen laben kann – irgendwie so habe ich es aus den Psalmen in Erinnerung.

Meine Krise, meine Trauerzeit war eine besondere Zeit, und sie hat mich sehr verändert. Niemals kann ich mehr so an der Oberfläche herumplanschen. Diese Erfahrung hat mich geprägt.

Eines weiß ich: Jesus wirbt um unser Herz, damit wir in ihm unsere Sicherheit haben. Nicht Freiheit oder Komfort oder dass wir unser Leben im Griff haben und auch nicht Hab und Gut gibt uns die Sicherheit, die wir in Gott haben.

Diese letzten Zeilen schreibe ich in einer Zeit, in der Europa erstarbt ist, es sind die ersten Wochen der Corona-Krise wegen des Covid-19-Virus. Es herrscht große Verunsicherung.

Wir in Europa sind so verwöhnt; wir meinen, der Mensch könnte alles, und halten uns für unantastbar. Das ist eine große Lüge, denn man kann niemals alles unter Kontrolle haben.

Leben und Tod erst recht nicht.



Die Schale

Er hat sie aufgehoben.

Er hat sie repariert.

Er hat sich erbarmt.

Ich habe mich nicht getäuscht.





9 Eine kleine Zugabe

August 2024. Vor vier Jahren erschien mein Buch im ELPIDA Verlag. Gerade stehe ich vor dem Druck der zweiten Auflage. Diese Gelegenheit möchte ich nutzen, um einen kleinen Rückblick zu halten und um noch einige Zeilen zu schreiben ... Vieles ist seitdem passiert. WAS soll ich noch ergänzen, bevor ich die neue Auflage drucken lasse? Ich beginne einfach ...

Fünf Jahre meines Lebens habe ich getrauert, geweint, Gott Löcher in den Bauch gefragt. Einige Freunde sind verschwunden, aber dafür sind neue am Horizont erschienen. Ich habe verstanden, dass alles seine Zeit braucht und dass es im Leben gravierende Veränderungen geben kann.

Und ich habe auch verstanden, dass Gott uns Wachstum schenken will – nicht nur in Bezug auf Kinder gebären, sondern auch in anderen Lebensbereichen. Es umfasst auch die Gefühle, den Verstand, den Glauben und unseren Einfluss im Leben. Das geschieht (eben leider) oft durch Lebensstürme hindurch.

Aber Gott sei Dank für seine Treue und Liebe und dass ER zerschlagene Schalen reparieren kann. Das habe ich ja in meinem Buch beschrieben, worauf jemand mir folgende Nachricht sandte: „... Es hat mich total berührt und ich konnte es nicht weglegen, habe es hintereinander gelesen und habe geweint und gelacht. Danke, dass du deine Geschichte aufgeschrieben hast ... und ich wünschte, du hättest noch mehr fesselnde Berichte mitgeteilt ...



Es war sehr bewegend und ich bin dabei, mich in Jesus zu verlieben, mein Leben in seine Hände zu geben – es fühlt sich sicher und geborgen an ...“

Nun möchte ich noch zwei Erlebnisse der letzten Monate erzählen:

Etwas besonders Schönes erlebten wir als Familie vor drei Jahren. Ich rief meinen Schwiegervater Ernst Christian an, um zu erfahren, wie seine Meinung zu meinem Buch sei, da ich doch so einiges kritisch beschrieben hatte. Er erzählte mir, dass er es schon zweimal gelesen hätte und fügte hinzu: „Ja genau, so war es eben“. Er hatte ein JA dazu gefunden.

Genau das durften wir wenig später zur Trauerfeier der Schwiegermutter eindrücklich erleben. Wir saßen nach der Beisetzung mit Freunden und Familie in einer Gaststätte an einer langen Tafel. Über vieles wurde geplaudert. Mein Sohn Josua beugte sich zu seinem Opa und fragte ihn, ob er nun endlich, nach so vielen Jahren der Unsicherheit in seinem Leben, Frieden mit Gott schließen möchte. In diesem Moment kam jemand dazu, der ihn in seinem Rollstuhl wegschieben wollte, um ihn nach Hause zu fahren. Aber Opa streikte und schickte diese Person weg. Plötzlich senkte er seinen Kopf am Kaffeetisch und antwortete: „Ja. Jesus bitte vergib mir meine Schuld.“ Wir konnten es kaum fassen.

Vier Wochen später verstarb auch er ganz plötzlich. Wir sind alle sehr getröstet und erfreut, dass es so ausgegangen ist und dass er sich vor seinem Tod noch mit Gott versöhnt hat.



Eines möchte ich noch unbedingt erwähnen: Vor zwei Jahren habe ich eine eigene Podologie-Praxis eröffnet. Ich habe sie „Ort der Begegnung“ genannt.

In diesem Frühjahr öffnete ich meine Praxisräume im Rahmen eines Literaturfestes, verwandelte diese in einen gemütlichen Lese-Ort, las zusammen mit einer anderen Frau und verkaufte dabei meine letzten Bücher. Es war eine sehr bereichernde Erfahrung.

In der Praxis erlebe ich das Leben pur. Täglich habe ich mit Patienten zu tun, die mir vertrauensvoll ihre Füße in die Hände legen, um eine professionelle Fußpflege oder Wundbehandlung zu erhalten. Aber nicht nur das, auch aus deren Herzen sprudelt so manches hervor. So erfahre ich während der Behandlungen viele lustige oder auch traurige Begebenheiten.

Einem netten Rentnerehepaar gab ich eines Tages mein Buch, welches auch du gerade in den Händen hältst. Wenige Wochen später kamen sie wieder zur Behandlung und wollten das Buch nicht wieder zurückgeben, da sie es noch einmal in Ruhe verinnerlichen wollten, ebenso deren Tochter und so einige Freunde. So kauften sie es und der Ehemann erzählte mir dabei seine Geschichte:

Sein Vater gehörte einer Sekte an, und auf jeder Geburtstagsfeier bedrängte er die Gäste. Eines Tages, im Jahre 1954 fuhren sie zusammen mit dem Zug nach Berlin zu einer Konferenz. Sein Vater hatte ein verbotenes Buch jener Sekte unter seinem Sitzplatz abgelegt, welches allerdings von einem Polizisten entdeckt wurde. Vor den Augen des Sohnes wurde er sofort festgenommen und abgeführt.



Als der Sohn ein paar Stunden später zu Hause ankam, war bereits die Staatssicherheit in der Wohnung und durchsuchte alle Räume nach weiterer verbotener Literatur. Daraufhin musste das Familienoberhaupt zwei Jahre nach Bautzen ins Gefängnis, um dort Strafarbeit abzuleisten. Nach seiner Entlassung lebte er weiter wie zuvor.

Der Patient hasste den Druck, den der Vater auf Fremde ausübte, und wie er alle nervte und belehrte. Und so soll Gott sein? Er schämte sich für den Vater und für diesen hartherzigen Gott ... Aber nun kam ich mit einer Botschaft der Liebe Gottes.

Daraufhin wollte ich natürlich wissen, ob das zu viel war für ihn, von einem liebenden Gott zu hören. „Nein, ganz und gar nicht – im Gegenteil – ich bin so froh darüber!“, war seine klare Antwort, über die ich mich sehr freute. Wenn wir uns verstecken und nicht von dem reden, was uns bewegt und lebendig macht, dann geht viel verloren.

Abschließen möchte ich mit einigen Zeilen aus einer Kantate von Johann Sebastian Bach:

Er ist meines Lebens Kraft,
meiner Augen Lust und Sonne,
meiner Seele Schatz und Wonne.
Darum lass ich Jesum nicht
aus dem Herzen und Gesicht.²

² aus dem Bach-Werke-Verzeichnis (BWV 17, Teil 2: *Herz und Mund und Tat und Leben*)





Deine Chance – deine Entscheidung

Danke, dass du mich begleitet hast. Vielleicht sagst du dir jetzt: Das wünsche ich mir auch, dass in Zeiten der Trauer, Krankheit oder Drangsal mir jemand zur Seite steht. Dann lade ich dich herzlich ein, folgende Zeilen laut mitzulesen und mitzubeten.

Lieber Herr Jesus,

ich habe von deiner Güte gelesen und deine Botschaft verstanden – dass du für verlassene, einsame, verlorene Menschen ans Kreuz gegangen bist, um sie zu erlösen und zu retten.

Auch ich will dich in meiner Situation erleben, deshalb bitte ich dich: Komm in mein Herz und in mein Leben. Das Gestern mit allen Sünden, Nöten und Ängsten befehle ich in deine liebenden Hände und bitte dich: Mach du alles neu!

Danke für die neue Chance in meinem Leben mit dir zusammen. Danke für ein Morgen mit neuer Hoffnung.

Jesus Christus

ER ist für dich!

Hast du dieses Gebet gesprochen? Hat dich mein Buch ermutigt oder bewegen dich noch Fragen?

Dann würde ich mich über deine Zuschrift freuen:

kirstin@kreuzritter.family





DankeSchön

... allen Lesern: Ich hoffe, ihr konntet auch staunen über Gottes Güte und seid ermutigt, dennoch oder gerade deshalb.

... dir, lieber Roman aus Norden-Norddeich. Du bist der Hammer!

... meinem lieben Engel Annegret und den vielen Mitarbeitern im CHD Dresden e. V.

... allen Freunden und Verwandten, die mit uns geweint und ausgeharrt haben in der Zeit der Dürre.







Weiteres aus dem ELPIDA Verlag



Auf Hoffnung gefangen – Für die Ewigkeit befreit
ISBN: 978-3-9822341-2-0

Wie ich einen Prinzen suchte und dabei echte Freiheit fand ...

Meine Familie und Träume waren zerbrochen. Ich glaubte, mein Leben sei vorbei, meine Zukunft sei traurig und nur ein Traummann könne mich wieder glücklich machen.

Doch meine Lebenslügen wurden entlarvt und Stück für Stück durch *die Wahrheit* ersetzt. Das machte mich frei und glücklich ...

Damaris Pippig

Ein Feedback

Ich danke dir nochmals ganz sehr für dein Buch, es hat mich gefesselt, beführt und ich bin begeistert, wie unser HERR dich in SEINE Fülle geführt hat, dir gezeigt hat, IHM zu vertrauen bei jedem noch so gering erscheinenden Problem und dir einen Frieden geschenkt hat, den nur ER geben kann. Ich denke, dein Buch wird ein echter Segen sein!!! *Sandra F.*



Regenbogenkind – Elias, schwach und doch so stark
ISBN 978-3-9822341-1-3

Wenn der Himmel die Erde berührt ...

Wenn nach einem Regenguss, vielleicht sogar mit Hagel und Sturm, die Sonne durchbricht und allmählich, wie aus dem Nichts ein wunderschöner Regenbogen entsteht, denke ich an Elias. Elias wurde aufgrund seiner schweren Krebserkrankung nur zweieinhalb Jahre alt, und doch hat sein Leben das unsere verändert. Seine wenigen Worte haben so viel gesagt und seine Liebe war pures Glück.

Mein Tagebuch berichtet von seinem kurzen Leben mit uns – von Regen, Sturm und Hagel, aber auch von warmem Wind und Sonnenschein bis hin zu dem Erkennen, dass die Zeit mit Elias ein Bild ergibt: Schmerz verwandelt sich in Freude, aus Verzweiflung wird Hoffnung. Und es erzählt von der Liebe Gottes, die uns durch diese schwere Zeit getragen hat, von Gottes Wundern, der Kraft seines Wortes – und von dem Frieden, den der Verstand nicht erklären kann.
Katharina Rudolph



Vom Crystal zum Christen
ISBN: 978-3-9822341-4-4



Maik ist das fünfte Kind seiner Eltern und das Lernen fällt ihm schwer. Er hat eine Lese-Rechtschreibe-Schwäche, leidet unter epileptischen Anfällen und besucht eine Förderschule für Lernbehinderte. In der achten Klasse fliegt er raus. Doch seine Sehnsucht nach Leben führt ihn noch weiter nach unten – er landet in Drogensucht, Kriminalität und schließlich im Jugendknast.

Im Gefängnis verliebt er sich in eine Mitarbeiterin vom Blauen Kreuz, doch die Theologin ist für ihn unerreichbar. Aber er begegnet noch einer anderen Liebe, die sein Leben komplett verändert. Sieben Jahre später trifft er die Frau vom Blauen Kreuz wieder ...

Maiks Geschichte beginnt wie ein Drama und endet wie ein Märchen, aber diese Geschichte ist wahr ...

Ein Feedback

Hallo Maik, ich habe dein Buch gleich nach der Erscheinung gelesen. Noch nie hatte ich ein Buch so schnell durchgelesen. Ich habe alle Achtung für das, was du geschafft hast. Dass du auch nicht aufgegeben hast nach so vielen Rückschlägen, finde ich ganz toll. Ich wünsche dir und deiner Familie alles Gute. *Elke S.*



Du sollst leben!
ISBN 978-3-9822341-3-7



Ich bin wieder zur falschen Zeit am falschen Ort – die Lebensgeschichte von Diana Domann beginnt mit Ablehnung, Missbrauch und dem ständigen Versuch, durch Leistung und Anpassung die ersehnte Liebe zu bekommen. Doch hinter jedem Versuch wartet die nächste Enttäuschung ... Eines Tages begegnet sie Jesus Christus, und sie bekommt eine Ahnung, was es heißt, angenommen und geliebt zu sein. Ein langer, aber hoffnungsvoller Weg der Heilung und Wiederherstellung beginnt.

Ein Feedback

Das Buch hat mir in einer großen Krise sehr geholfen, Zugang zur Frohen Botschaft, zu Gott und seiner Liebe zu finden. Es hat mir beim Lesen die Augen geöffnet, Vertrauen und Hoffnung in mir geweckt und mich darin bestärkt und ermutigt, meinen Weg mit Gott zu gehen. Dafür bin ich sehr dankbar! Inhalt und Sprache waren sehr berührend. Es war eine Wohltat und eine große Freude für mich, dieses Buch zu lesen. *Heidi Z.*



Spuren des Himmels – Band 1 und Band 2
ISBNs: 978-3-9822341-6-8 und 978-3-9822341-7-5



In diesen Büchern findet man jeweils sieben außergewöhnliche Lebensberichte von Menschen wie du und ich. Sie geben tiefe und authentische Einblicke in ihre Erfahrungen: Suche nach Wahrheit, Mobbing, Krankheit, Drogensucht, Kriminalität, Flucht, Gefängnis, Gewalt in der Kindheit, Verlust von geliebten Menschen oder von Besitz, Geld und Ansehen ...

Jede Erfahrung ist authentisch und einzigartig, so wie auch jeder einzelne Mensch. Doch eines haben all diese Erlebnisse gemeinsam: Mitten in Leid und Schwierigkeiten kommt Hoffnung hinein. In allen Begebenheiten findet man Spuren des Himmels – Spuren einer ganz anderen neuen Dimension, Spuren einer übernatürlichen Liebe und Herrlichkeit ...

Zwei Bücher, die berühren, inspirieren und Hoffnung machen ...

erhältlich im ELPIDA Verlag
www.elpida-verlag.de
info@elpida-verlag.de
03744 – 30 97 46 1





